This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

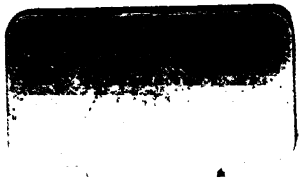
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



4081
F 045-19

Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Königl.
Kaiserin-Augusta-Gymnasiums zu Charlottenburg.
Ostern 1907.

Fichtes Reden an die deutsche Nation.

Eine Untersuchung ihrer Entstehungsgeschichte.

Von

Dr. Franz Fröhlich,
Oberlehrer.

Berlin 1907.
Druck von W. Pormetter.

1907. Programm Nr. 75.

F 2'

Den Ausgangspunkt der vorliegenden Untersuchung bilden, von Fichtes Sohn (gest. 1879) herausgegeben

1) Fichtes sämtliche Werke, 8 Bände, Berlin 1845/46 Zitiert 1—8
2) Fichtes nachgelassene Werke, 3 Bde., Bonn 1834/35 Zitiert N. 1—3
3) Fichtes Leben und literarischer Briefwechsel, 2 Bde., Leipzig 1862, Zitiert I—II.

Es ist die 2. Auflage; die erste erschien 1830/31 in Sulzbach. Der Nachweis über die sonstige umfangreiche Literatur wird im Laufe der Untersuchung erbracht werden.

Die in Frage kommenden Akten auf dem Königlichen Geheimen Staatsarchiv sowie Fichtes handschriftlichen Nachlaß auf der Königlichen Bibliothek habe ich eingesehen.

So jemand nicht handelt,
so liebt er auch nicht (5,544).

Der Friede zu Tilsit (vom 9. Juli 1807) vollendete das Elend, das mit den Schlachten von Jena und Auerstädt über Preußen hereingebrochen war. In der Schlacht von Friedland (14. Juni) war auch die letzte Hoffnung auf eine glücklichere Wendung vor dem Stern Napoleons zum Schatten geworden, und noch schwerer als der Krieg mit seinen Aufregungen lastete der unselige Friede auf den Gemütern. In diese Zeit der tiefen Erniedrigung hinein, die nunmehr hundert Jahre zurückliegt, erscholl an einem Wintersonntag in Berlin wie ein Weckruf von hoher Warte das hehre Wort: „Die Morgenröte der neuen Welt ist schon angebrochen und vergoldet schon die Spitzen der Berge und bildet vor den Tag, der da kommen soll. Ich will, so ich es kann, die Strahlen dieser Morgenröte fassen und sie verdichten zu einem Spiegel, in welchem die trostlose Zeit sich erblicke, damit sie glaube, daß sie noch da ist.“ [1])

Der in diesem hohen Ton wie ein gotterfüllter Seher des alten Bundes zu dem zerschlagenen Volke redete, war ein deutscher Professor, einer von der Gattung der „Ideologen“, deren Daseinszweck Napoleon nicht begreifen konnte, war der Philosoph Johann Gottlieb Fichte.

---

[1]) Schluß der ersten Rede.

Sonnabend, den 28. November 1807, war in der Vossischen Zeitung unter der Überschrift „Vorlesungen“ folgende Ankündigung zu lesen:

Meine gewöhnlichen Vorlesungen in den Winterhalbjahren für ein gemischtes Publikum aus beiden Geschlechtern werde ich auch diesen Winter zu der gewöhnlichen Stunde, Sonntags von 12 bis 1 Uhr, halten; und zwar werde ich in denselben die vor drei Jahren angehobene Betrachtung, die unter dem Titel: Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters auch gedruckt ist, bis auf unsere Tage fortführen. Den Anfang dieser Vorlesungen werde ich zeitig in diesen Blättern anzeigen.

Berlin, den 26. November 1807. Fichte.

Donnerstag, den 10. Dezember, stand dann in der Beilage diese Anzeige:

Meine die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters fortsetzenden Vorlesungen werden künftigen Sonntag, den 13. d. Mts., von 12 bis 1 Uhr im runden Saal des Akademiegebäudes[1]) ihren Anfang nehmen. Die durch gute Ordnung wohlbegründete ehemalige Einrichtung, daß man nur gegen Vorweisung einer Zutrittskarte den Einlaß erhalte, beliebt auch jetzt. Zu bleibender Teilnahme Entschlossene werden ersucht, solche Zutrittskarten in der Realschulbuchhandlung, Koch- und Friedrichstraßen-Ecke, zu lösen. Lediglich in der ersten Stunde soll der Zutritt auch gegen ein in derselben Buchhandlung gratis zu erhaltendes Hospitantenbillet freistehen. Späterhin

[1]) Es ist die Königliche Akademie der Wissenschaften, Unter den Linden. An der Stelle des alten Gebäudes erhebt sich jetzt der Neubau der Königlichen Bibliothek und der Akademie.

wird ein für eine Stunde gültiges Hoſpitantenbillet mit 1 Rthlr. honoriert.

Berlin, den 10. Dezember. Fichte.[1])

Die 14 Reden fallen in die Zeit vom 13. Dezember 1807 bis zum 20. März 1808.

Den Gedanken, durch ſeine Worte zur Tat zu begeiſtern, hatte Fichte ſchon beim Ausbruch des Krieges gehabt, nicht erſt die folgende Not hat ihm dieſen Gedanken eingegeben. Als ſich Preußen im Herbſt 1806 zum Kriege rüſtete, hatte Fichte in entſchiedenem Gegenſatz zu der gewöhnlichen Denkweiſe eines Untertanen der alten Staatsordnung das richtige Gefühl, daß er nicht ſtill zu Hauſe bleiben dürfe, wenn andre in die Schlacht zögen; da er nun aber ſelbſt nicht ins Heer eintreten konnte, wollte er es wenigſtens begleiten und ſeine Beredſamkeit in den Dienſt des Krieges ſtellen. Er tat daher den kühnen Schritt, dem König Friedrich Wilhelm zur Abhaltung von Anſprachen oder Feldandachten ſeine Dienſte anzubieten.

Darauf erhielt Fichte durch den Geheimen Kabinetsrat Beyme folgenden Beſcheid:

Charlottenburg, den 20. September 1806.

„Ihre Ideen, mein lieber Fichte, gereichen Ihnen zur Ehre. Der König läßt Ihnen für Ihr Anerbieten danken. Vielleicht können wir in der Folge davon Gebrauch machen. Erſt muß der König mit ſeinen Heeren durch Taten ſprechen, dann kann die Beredſamkeit die Vorteile des

[1]) Den Nachweis dieſer beiden Zeitungsnummern verdanke ich dem Bibliothekar an der Bibliothek des Magiſtrats zu Berlin, Herrn Dr. Jähnke.

Sieges vermehren. Leben Sie wohl; ich gehe morgen ins Hauptquartier."

Als sich Fichte im Jahre 1813 von neuem zur Verfügung stellte, wurde er wieder abgewiesen (I 365/66).

Die Aufzeichnungen vom Jahr 1806, in denen Fichte seinen Gedanken entwickelt, sind erst nach seinem Tod (27. Januar 1814) in der Gesamtausgabe seiner Werke (1846) gedruckt worden (7, 505—512).

Seine äußere Stellung betreffend, wollte sich Fichte in „diesem heiligen Kampf" auf Wunsch als Prediger verwenden lassen (er dürfe das um so eher, als er ehemals Theologie studiert und vielfältig gepredigt habe), doch zeitgemäßer scheine ihm „die freiere Form eines weltlichen Redners oder Staatsredners, um welchen her an gewissen Tagen, etwa des Sonntags, die Besten zu ernstlicher und feierlicher Betrachtung über ihre nächste große Bestimmung sich versammelten."

Die Bestimmung des Gelehrten, über die Fichte in seinem ersten Dozentensemester in Jena (Sommer 1794) öffentliche Vorlesungen gehalten hatte (6, 289—346), konnte jetzt nicht höher sein als die des Kriegers. Denn es handelt sich darum, ob dem Umsichgreifen Napoleons endlich Halt geboten werden soll oder nicht, ob die Preußen ihre ehrenvolle Vergangenheit retten oder Franzosen werden wollen.[1])

[1]) „Glauben Sie mir," schreibt Schleiermacher am 20. Juni 1806 aus Halle an Charlotte von Kathen, „es steht bevor, früher oder später, ein allgemeiner Kampf, dessen Gegenstand unsre Gesinnung, unsre Religion, unsre Geistesbildung nicht weniger sein werden als unsre äußere Freiheit und äußeren Güter, ein Kampf, der gekämpft werden muß, den die Könige mit ihren gedungenen Heeren nicht kämpfen können, sondern die Völker mit ihren Königen gemeinsam kämpfen

Die eiſerne Willenskraft des Gegners hat bis jetzt alle Feinde zerſchmettert, und ſoll ſie gebrochen werden, ſo müſſen alle, die zum Kampfe berufen ſind, „vom Höchſten bis zum Geringſten“, des einen Gedankens leben, in den Waffen auszuharren bis zum Siege. Ein Aufruf (ein „Manifeſt“) müſſe die Bedeutung des beginnenden Krieges ſo ausſprechen, daß die europäiſchen Staaten zu Preußen wieder Vertrauen gewönnen; die Entwürfe „einer kleinlich berechnenden Kabinetspolitik“ ſeien endlich zu verbannen. Alſo ſchon vor dem Kriege hatte Fichte klar erkannt, daß die preußiſche Staatskunſt vor neue Aufgaben geſtellt ſei. Er tritt dadurch Männern wie Scharnhorſt und Stein zur Seite, die ihren Plan auch ſchon vor dem Kriege aufs Papier geworfen haben: Scharnhorſt hatte ſchon in der Denkſchrift vom April 1806 die Errichtung einer Landwehr vorgeſchlagen, und Stein in demſelben Monat in der Denkſchrift vom 27. April den Sturz der Kabinetsregierung verlangt.[1])

In der Einleitungsrede, die Fichte neben den Vorbemerkungen ebenfalls ſchon entworfen hatte, bedauert er, daß er nicht mitſtreiten dürfe, aber ſchuld daran iſt „lediglich das Zeitalter, das den Beruf des Gelehrten von dem des Kriegers abgetrennt hat und die Bildung zum letzteren nicht in den Bildungsplan des erſteren mit eingehen läßt.“

---

werden, der Volk und Fürſt auf eine ſchönere Weiſe als es ſeit Jahrhunderten der Fall geweſen iſt, vereinigen wird, und an den ſich jeder, jeder, wie es die gemeine Sache erfordert, anſchließen muß.“

[1]) Max Lehmann, Scharnhorſt 1, 385. Stein 1, 401. Scharnhorſts Denkſchrift iſt neu abgedruckt bei Frhr. v. d. Goltz. Von Roßbach bis Jena. Berlin 1906. S. 543—549, die Denkſchrift Steins bei Ranke, Hardenberg 5, 369—376.

Er beklagt, daß es ihm nicht wie einst dem Aeſchylus oder dem Cervantes vergönnt ſei, durch kräftige Tat ſein Wort zu bewähren und eine neue Lebensaufgabe zu erfüllen. Jetzt aber, da er nur reden könne, wünſche er „Schwerter und Blitze zu reden", und wenn es ihm das Leben koſte. Indem er dann die Opferwilligkeit, die er von ſich ſelbſt gelobt, auch den Zuhörern anſinnt, ſpricht er das heroiſche Wort aus: „Nur über den Tod hinweg, mit einem Willen, den nichts, auch der Tod nicht, beugt und abſchreckt, taugt der Menſch etwas. Die Exaltation iſt das einzige Ehrwürdige, wahrhaft Menſchliche."

Wenige Wochen ſpäter ſchrieb der Füſilierhauptmann v. Gneiſenau, der von den Wogen des Krieges gleich Fichte über die Weichſel hinaus verſchlagen war und in Königsberg „allein und unerkannt im abgetragenen Rock" einherging, indem er ſeine Gedanken über das Erlebte zuſammenfaßte, dieſen Satz wieder: „Kleinmut herrſcht überall, und das Zeitalter iſt ſo kraftlos, daß die Idee, mit Anſtand zu fallen, für eine poetiſche Exaltation gilt."[1])

Fichtes Abſicht iſt 1806 nicht zur Ausführung gelangt, und die „Reden an die deutſchen Krieger" ſind ein Gedankengebilde geblieben. Aber auf ein paar Blättern feſtgehalten, zeigen ſie die Richtung, in der das Verſtändnis der ſpäteren, wirklich gehaltenen Reden zu ſuchen iſt. In dem, worin für Fichte das Unzulängliche des bisherigen Zuſtandes liegt, kündigt ſich bereits der Geiſt einer neuen Zeit für das deutſche Bürgertum an. Wie lebendig fühlt ſich Fichte 1806, als die Preußen gegen Napoleon mar-

[1]) Delbrück, Gneiſenau S. 58/59. Pertz 1, 133.

ſchieren, von der Frage ergriffen, deren Löſung in den Unglücksjahren, einen Rieſenaufwand von Arbeit erfordernd, die beſten Köpfe und die treueſten Herzen beſchäftigt hat, von der Frage der Umbildung des Staates durch die allgemeine Wehrpflicht.

Zu den Fragen ſtaatlichen Lebens hatte Fichte ſchon als unabhängiger Schriftſteller, ehe er noch Univerſitätslehrer war, Stellung genommen.

Den Ausbruch der franzöſiſchen Revolution erlebte Fichte in der Fremde. Ohne Unterſtützung von Hauſe oder irgend einer Seite hatte er auf der Univerſität zum Hauslehrertum greifen müſſen und darüber, abgeſehen von inneren Schwierigkeiten, den Abſchluß ſeiner Studien verſäumt. Als der endlich im Jahr 1787 — die Schule, die ehrwürdige Pforte, hatte er bereits im Herbſt 1780 im Alter von 18 Jahren verlaſſen — die theologiſche Prüfung ins Auge faßte, hatte er in einer Eingabe an den Präſidenten des kurſächſiſchen Konſiſtoriums, Herrn v. Burgsdorf, freimütig ſeine mißliche Lage geſchildert und, zum erſtenmal in ſeinem Leben, um eine Unterſtützung gebeten, damit er ſich bis Oſtern ungeſtört zum Examen vorbereiten könne. Eine von ihm entworfene Predigt hatte er beigelegt.

„Sollten Eure Exzellenz," ſo hieß es zum Schluß, „geruhen, mir meine Bitte zu gewähren, ſo verſichere ich Sie bei allem, was mir heilig iſt, daß ich mich dann ganz meinem Zwecke widmen, meinem Vaterlande, das mich auf der Schule unterſtützte, und das mir ſeitdem nur teurer geworden iſt, mich ganz weihen, nach meinem Examen vor dem Oberkonſiſtorio im Lande in Kondition gehen und

meine Bestimmung von seiner ferneren Verfügung ruhig erwarten würde" (I 29).[1])

Dies Schreiben war ohne Erfolg geblieben, und jetzt hatte sich Fichte nicht länger gescheut, seinem Vaterland den Rücken zu kehren und eine Hauslehrerstelle in Zürich anzunehmen. Er verdankte die Empfehlung, die ihn einem Anfall von Verzweiflung entriß, dem trefflichen bei der Kreissteuer beschäftigten Christian Felix Weiße in Leipzig, den literarische Neigungen schon mit Fichtes älterem Landsmann Lessing verbunden hatten. Fichtes Aufenthalt in der Schweiz dauerte vom Herbst 1788 bis zum Frühjahr 1790.

In Zürich, wo man einst Klopstock mit offnen Armen empfangen hatte, kamen für Fichte wieder bessere Tage, er trat Männern wie dem glaubensstarken Lavater näher und fand hier endlich das Glück seines Lebens, indem er sich bei seinem Scheiden mit Johanna Rahn, einer Nichte Klopstocks, verlobte. 1793 kehrte er, durch seine Beziehungen zu Kant inzwischen zu einer europäischen Berühmtheit geworden, nach Zürich zurück und führte seine geliebte Johanna heim (22. Oktober). Damals lernte Fichte Pestalozzi persönlich kennen, der in dem schön gelegenen Dorf Richterswil am Zürcher See lebte.[2])

Die in der republikanischen Schweiz in der Abkehr vom Vaterland verlebten Jahre hinterließen ihre Spur in den beiden Schriften vom Jahr 1793:

1) Zurückforderung der Denkfreiheit von den Fürsten

---

[1]) vgl. Kabitz, Studien (1902) S. 6—8 und 9—12 des Anhangs.

[2]) sein Buch „Lienhard und Gertrud (1781—87)" erwähnt Fichte bereits in einer Aufzeichnung vom 24. Juli 1788 (Kabitz, Studien, Anhang S. 13).

Europas, die ſie bisher unterdrückten. Eine Rede. Heliopolis, im letzten Jahr der alten Finſternis. und

2) Beiträge zur Berichtigung der Urteile des Publikums über die franzöſiſche Revolution. Erſter Teil: Zur Beurteilung ihrer Rechtmäßigkeit.[1])

Es lag in Fichtes Geiſtesrichtung, bei allem, was er ſagte, auf ſtarke Eindrücke zu zielen; dies gibt ſich auch darin kund, daß gleich ſeine erſte politiſche Schrift zu einer Rede wurde. Es war dem ehemaligen Kandidaten der Theologie, der wiederholt in dem Münſter zu Zürich, an der Stätte des ſtreitbaren Ulrich Zwingli, gepredigt hatte, ein Lebensbedürfnis, ſeine Gedanken in freier Rede ausſtrömen zu laſſen; dies Bedürfnis beherrſchte ihn auch beim Schreiben.[2])

„Die Zeiten der Barbarei ſind vorbei, ihr Völker, wo man euch im Namen Gottes anzukündigen wagte, ihr ſeiet Heerden Vieh, die Gott deswegen auf die Erde geſetzt habe, um einem Dutzend Götterſöhnen zum Tragen ihrer Laſten zu dienen," ſo fängt die erſte Rede Fichtes an.

In der Vorrede warnt er vor Tyrannei und ruft dann aus: „Nein, ihr Völker, alles, alles gebt hin, nur nicht die Denkfreiheit! Immer gebt eure Söhne in die wilde Schlacht, um ſich mit Menſchen zu würgen, die ſie nie beleidigten; immer entreißt euer letztes Stückchen Brot dem hungernden Kind und gebt es dem Hunde des Günſt-

[1]) 6, 1—288.

[2]) Wie tief ihm das Reden im Blut ſteckte, verrät ſchon das allerälteſte Dokument ſeiner ſchriftſtelleriſchen Tätigkeit, ſeine Valediktionsarbeit beim Scheiden von Pforte (Herbſt 1780), die in ſchöner klarer Schrift geſchriebene 80 Seiten umfaſſende Oratio de recto praeceptorum poßeos et rhetorices usu.

lings — gebt, gebt alles hin; nur dieſes vom Himmel abſtammende Palladium der Menſchheit, dieſes Unterpfand, daß ihr noch ein andres Los bevorſtehe als dulden, tragen und zerknirſcht zu werden, — nur dieſes behauptet!“

Er knüpft an dieſe Mahnung den Gedanken der Verantwortlichkeit vor den ſpäteren Geſchlechtern. „Die künftigen Generationen,“ fährt er fort, „möchten ſchrecklich von euch zurückfordern, was euch zur Überlieferung an ſie von euren Vätern übergeben wurde. Wären dieſe ſo feige geweſen als ihr, — ſtändet ihr dann nicht noch immer unter der entehrenden Geiſtes- und Leibesſklaverei eines geiſtlichen Deſpoten? Unter blutigen Kämpfen errangen jene, was ihr nur durch ein wenig Feſtigkeit behaupten könnt.“ Dieſelbe Wendung kehrt in den Reden an die deutſche Nation wieder, wo es in der Schlußrede (7, 497) heißt: „Es beſchwören euch eure noch ungebornen Nachkommen. Ihr rühmt euch eurer Vorfahren, rufen ſie euch zu, und ſchließt mit Stolz euch an an eine edle Reihe. Sorget, daß bei euch die Kette nicht abreiße! Veranlaßt nicht, daß wir uns der Abkunft von euch ſchämen müſſen als einer niedern, barbariſchen, ſklaviſchen!“ Es iſt derſelbe Gedanke, aber diesmal — darin liegt der ungeheure Umſchwung, der ſeitdem eingetreten iſt — ſchlägt Fichtes Herz für den König von Preußen, der Unterdrücker iſt Napoleon, und die Mahnung, die verlorene Freiheit wiederzuerkämpfen, gilt nicht den Völkern Europas, bei denen ſie keinen Widerhall finden konnte, ſondern dem Volk, dem Fichte durch ſeine Geburt angehörte, das ſeine Sprache verſtand, den Deutſchen.

An die Herrſcher richtet Fichte den Satz: „Über unſre Denkfreiheit habt ihr gar kein Recht, ihr Fürſten; keine

Entſcheidung über das, was wahr oder falſch iſt; kein Recht, unſerm Forſchen ſeine Gegenſtände zu beſtimmen oder ſeine Grenzen zu ſetzen.“ Wolle aber ein Fürſt ſagen, höher als die Denkfreiheit, d. h. das Recht der freien Meinungsäußerung in Wort und Schrift, ſtehe ſeine Pflicht, für die Wohlfahrt der Untertanen zu ſorgen, ſo entgegnet ihm Fichte: „Nein, Fürſt, du biſt nicht unſer Gott. Von ihm erwarten wir Glückſeligkeit, von dir die Beſchützung unſrer Rechte. Gütig ſollſt du nicht gegen uns ſein, du ſollſt gerecht ſein.“ Auch dieſe ſcharfe Unterſcheidung zwiſchen fürſtlicher Huld und Gerechtigkeit wurde in ſpätern Zeiten, als das Geſtirn Napoleons aufging und manchem ehrlichen Deutſchen die Begriffe verwirrte, für Fichte zu einer Waffe gegen Napoleon. In ſeinen Vorleſungen über die Staatslehre, im Sommer 1813, ſagt Fichte von Napoleon: „In allen ſeinen neueren Staatsſchriften kommt das Wort „Recht“ gar nicht mehr vor und fällt nach ihm heraus aus der Sprache, ſondern es iſt allenthalben nur die Rede vom Wohle der Nation, dem Ruhm der Armeen, den Trophäen, die er in allen Ländern erfochten (4, 427).“

In den leidenſchaftlichen Proteſt gegen die Vorenthaltung der Preßfreiheit[1]) miſcht ſich etwas wie Schmerz darüber, daß ſelbſt ein großer und geachteter Staat wie

---

[1]) „Denkfreiheit“, ſo erklärt Fichte den Ausdruck in einem Brief vom 4. Auguſt 1794, (Weinhold, 48 Briefe Fichtes, S. 37) ſoll heißen: „Die Freiheit, ſeine Gedanken mündlich oder ſchriftlich oder durch den Druck mitzuteilen.“ Was Fichte ſo ſtürmiſch begehrt, iſt bis auf den Wortlaut in der Preußiſchen Verfaſſung vom 31. Januar 1850 (Artikel 27) gewährt worden.

Preußen dazu gekommen war, ein Religionsedikt[1]) einzuführen. Das Wöllnersche Edikt vom 9. Juli 1788 war die Zurücknahme der Glaubensfreiheit, die Friedrich der Große seinen Untertanen gewährt hatte. Jede Zeile, die Fichte über König Friedrich schreibt, atmet heiße Verehrung für den großen Mann, der beides war, ein Weiser und ein Held.[2]) Und nun der Abfall von seinen Grundsätzen! Fichte suchte darüber mit sich ins reine zu kommen; aber das Schriftstück, das er darüber aufsetzte, kam über die ersten Seiten nicht hinaus, und schon der Titel: „Zuruf an die Bewohner der Preußischen Staaten, veranlaßt durch die freimütigen Betrachtungen und ehrerbietigen Vorstellungen über die neuen preußischen Anordnungen in geistlichen Sachen" liefert einen Beweis dafür, wie schwer es ihm wurde, seine Feder gegen Preußen zu richten. Es sollte eine Untersuchung über die Frage werden, welche Verbindlichkeiten ein protestantischer Fürst gegen den Protestantismus habe. Von sich selbst sagt Fichte als geborner Kursachse: „Ich bin Ausländer, ich habe ein Vaterland, das ich liebe, ich würde Preußen mit Zärtlichkeit lieben, wenn es das meinige wäre, aber es ists nicht. Ich kenne keinen der Minister und habe die Königsstadt noch nicht gesehen."[3]) Dagegen muß sich Fichte damals in Preußen aufgehalten haben, denn er sagt: „Der Verfasser ist seit kurzer Zeit ein Gast in den Preußischen

---

[1]) 6, 22. 56. II 380, vgl. auch den Brief Fichtes an Theodor v. Schön vom 21. Mai 1792.

[2]) 6, 99. 215. 225.

[3]) dies muß vor dem 2. April 1793 geschrieben gewesen sein, denn dieses Datum hat ein Brief Fichtes an Kant aus Berlin (II 153).

Staaten, der aber in kurzem wieder gehen wird, wie er kam."

Diese Mahnschrift, die eine frühe Hinneigung Fichtes zu Preußen verrät, hat sein Sohn weder unter dem Nachlaß seines Vaters noch in der Gesamtausgabe seiner Werke veröffentlicht.[1]) Fichtes Enkel, der Generalarzt z. D. Dr. Eduard v. Fichte in Stuttgart, Exzellenz (gestorben im Mai 1905)[2]) hat den Fichteschen Nachlaß der Königlichen Bibliothek zu Berlin überwiesen, und hier wird das Manuskript aufbewahrt.[3])

In der Vorrede zu der Schrift über die Denkfreiheit sagte Fichte mit einem Blick auf Preußen: „Kein Staat, in welchem diese Blätter gedruckt und öffentlich verkauft werden, sucht die Aufklärung zu unterdrücken (6, 4)." Im Herbst desselben Jahres schreibt Fichte aus der Schweiz an seinen Freund Stephani: „Meine beiden Schriften sind in Berlin verboten. Ich habe sehr Lust, in meinen Er-

---

[1]) er erwähnt sie nur in der Lebensbeschreibung (I 147), ohne sich mit ihr recht abfinden zu können. Für eine neue Biographie Fichtes, die dringend erforderlich ist, wäre hier noch manches aufzuklären.

[2]) er ist der Verfasser des Buches: Johann Gottlieb Fichte. Lichtstrahlen aus seinen Werken und Briefen nebst einem Lebensabriß. Leipzig 1863. Darin sind auch Beiträge des Sohnes, z. B. über Fichtes Wohnungen in Berlin. Aus neuerer Zeit entspricht den Lichtstrahlen: Johann Gottlieb Fichte. Ein Evangelium der Freiheit. Herausg. u. eingel. von Max Rieß. Verlegt bei Eugen Diederichs. Jena und Leipzig 1905.

[3]) Einzelne bis dahin ungedruckte Stücke aus dem handschriftlichen Nachlaß hat Dr. Willy Kabitz in den „Studien zur Entwicklungsgeschichte der Fichteschen Wissenschaftslehre", Berlin 1902, veröffentlicht. Der Erbe des Nachlasses ist jetzt der Urenkel des Philosophen, der Oberstleutnant Georg v. Fichte in Neubreisach im Elsaß.

holungsstunden den Berlinern einen Bissen zu geben, den sie mir nicht verbieten sollen (II 512)." Am 1. Oktober 1794 erschien die von Wöllner gegengezeichnete Kabinetsordre, in der Kant wegen seiner Schrift vom Jahr 1793 „Religion innerhalb der Grenzen der reinen Vernunft" den bekannten Verweis erhielt.

Mit der andern Schrift, die in Berlin verboten wurde, meint Fichte die oben genannten „Beiträge". Die französische Revolution, das ist der Inhalt dieser größern der beiden Schriften, ist eine Staatsveränderung, zu der die Franzosen berechtigt waren. Um dies zu beweisen, greift Fichte auf das zurück, was der Genfer Rousseau vor dreißig Jahren in seinem „Gesellschaftsvertrag" (1762) gesagt hatte. Geschichtliches Denken war Fichte damals, wo er ohne Fühlung mit einem bestimmten Staat war, noch fremd.[1]) Es ist eine Streitschrift im Lessingschen Stil (I 146, II 188. 190) gegen den Hannoveraner Rehberg, der die Leser der in Jena erscheinenden Allgemeinen Literaturzeitung (gegründet 1785), deren Urteil für das Publikum maßgebend war, in Besprechungen von Schriften zur französischen Revolution gegen die in Frankreich aufgekommenen Grundsätze eingenommen hatte.[2]) In einer Fortsetzung sprach sich Fichte gegen die Vorrechte des Adels und den Fortbestand der Kirchengüter aus. Ein zweiter Teil sollte die beiden Fragen beantworten: Welche Zwecke

[1]) Vor Voltaire und Rousseau (die er S. 6 in seiner Pförtner Abschiedsrede nennt) war Fichte auf der Schule von einem verdienstvollen Lehrer nachdrücklich gewarnt worden (5, 297). Vgl. Richard Fester, Rousseau und die deutsche Geschichtsphilosophie, 1890.

[2]) 6, 54. 82. 121. 168. 218, II 155.

verfolgte die französische Revolution und welche Mittel wandte sie an? Zu der Ausarbeitung dieses Teiles ist Fichte aber nicht mehr gekommen, und so sind die „Beiträge" ein Fragment geblieben.[1])

Sieht man von den unfruchtbaren Ausführungen über den Gesellschaftsvertrag ab, so enthält Fichtes Schrift allgemeine Betrachtungen über Menschenrecht und Menschenwert, aber auch über die Pflichten des Menschen. Gleich auf der ersten Seite der Vorrede steht der Satz: „Die Lehre von den Pflichten, Rechten und Aussichten des Menschen über das Grab ist kein Kleinod der Schule: die Zeit muß kommen, da unsre Kinderwärterinnen an den einzigwahren und richtigen Vorstellungen über die ersten beiden Punkte unsre Unmündigen reden lehren, da dies die ersten Worte seien, die sie aussprechen, und da das Schreckenswort: das ist unrecht! die einzige Rute sei, die wir für sie brauchen." Hatten die Vorgänge in Frankreich gezeigt, wohin Volksversammlungen und Mehrheitsbeschlüsse führen können, so stellt Fichte, die Durchbildung der freien Persönlichkeit fordernd, den Menschen auf sich selbst. „Sei dir selbst alles, oder du bist nichts," heißt es an einer Stelle (6,75), und daneben stehen Sätze wie: „Niemand wird kultiviert (2 mal, S. 90 und 119), alle Bildung geschieht durch Selbsttätigkeit und zweckt auf Selbsttätigkeit ab." Es ist der Gedanke, den Wilhelm v. Humboldt ein Jahr vorher (1792) im Hinblick auf die französischen Verhältnisse in der Schrift „Ideen zu einem Versuch, die

---

[1]) Fichtes Brief an Goethe vom 24. Juni 1794, Goethe—Jahrbuch 15 (1894).

Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen“ [1]) entwickelt hatte, derselbe gegen die Bevormundung durch den Staat gerichtete Gedanke, der in dem politischen Programm des Freiherrn vom Stein als Forderung der Selbstverwaltung so fruchtbar geworden ist. Auch in Fichtes Reden hat sich dieser Gedanke machtvoll entfaltet; er ist von allem, was Fichte zu sagen hat, das erste und das letzte. In der Einleitungsrede heißt es: „Es läßt sich der strenge Beweis führen (und wir werden ihn zu seiner Zeit führen), daß kein Mensch und kein Gott und keins von allen im Gebiete der Möglichkeit liegenden Ereignissen uns helfen kann, sondern daß allein wir selber uns helfen müssen, falls uns geholfen werden soll.“ Und in der Schlußrede kommt Fichte auf diesen Gedanken wieder zurück. „Lasset, o lasset,“ ruft er da, „euch ja nicht lässig machen durch das Verlassen auf andre oder auf irgend etwas, das außerhalb eurer selbst liegt, noch durch die unverständige Weisheit der Zeit, daß die Zeitalter sich selbst machen. Diese Reden sind nicht müde geworden, euch einzuschärfen, daß euch durchaus nichts helfen kann, denn ihr euch selber, und sie finden nötig, es bis auf den letzten Augenblick zu wiederholen. Wohl mögen Regen und Tau und unfruchtbare oder fruchtbare Jahre gemacht werden durch eine uns unbekannte Macht, aber die menschlichen Verhältnisse

[1]) Die vollständige Veröffentlichung unterblieb damals wegen Zensurschwierigkeiten, sie ist erst nach Humboldts Tod (1835) im Jahr 1851 erfolgt. Vgl. Bruno Gebhardt, Wilhelm v. Humboldt als Staatsmann, 1896. Vgl. auch die Zusammenstellung von Fichtes „Beiträgen“ und Humboldts „Ideen“ bei Friedrich Meinecke „Das Zeitalter der deutschen Erhebung (1795—1815)“, Bielefeld und Leipzig, 1906, S. 22—24.

machen nur die Menſchen ſich ſelber. Zwar in welchem höhern oder niedern Grad es uns übel gehen wird, dies mag abhängen teils von jener unbekannten Macht, ganz beſonders aber von dem Verſtand und dem guten Willen derer, denen wir unterworfen ſind. Ob es uns aber jemals wieder wohl gehen ſoll, dies hängt ganz allein von uns ab, und es wird ſicherlich nie wieder irgend ein Wohlſein an uns kommen, wenn wir es uns nicht ſelbſt verſchaffen.“ [1])

In der Erkenntnis, daß die Dinge nur langſam reifen und Verfaſſungen ihren Sinn erſt durch die Menſchen und das Leben erhalten, ſagt Fichte an einer Stelle der Beiträge (S. 67): „Es wird nicht eher beſſer werden als bis wir beſſer geworden ſind.“ Genau ſo dachte in der Leidenszeit die Königin Luiſe, als ſie im Frühjahr 1808 an ihren Vater ſchrieb: „Es kann uur gut werden in der Welt durch die Guten.“ In der ſiebenten Rede macht Fichte „zur Ehre deutſchen Geblütes und Gemütes“ die Bemerkung, ein richtiges Gefühl haben ſelbſt diejenigen Deutſchen, die in den Lehrmeinungen der Franzoſen befangen geweſen ſeien, ſchließlich doch davor bewahrt, von der bloßen Übertragung der franzöſiſchen Geſetzgebung auf deutſche Verhältniſſe das Heil zu erwarten (7, 365, vgl. auch 354).

Soll das Ganze geſunden und zum Beſſern fortſchreiten, ſo muß jeder bei ſich ſelbſt anfangen und an ſeiner Stelle das Höchſte leiſten. Hatte Rouſſeau in ſeinem vielgeleſenen Buch: Emil oder über die Erziehung (1762) den Satz gebraucht: „L'homme vraiment libre ne veut

[1]) 7, 268. 487.

que ce qu'il peut et fait ce qu'il lui plaît,“[1]) ſo ſagt der Jünger Kants: „Der Menſch *kann*, was er *ſoll*, und wenn er ſagt: ich *kann* nicht, ſo *will* er nicht (6, 73).“ Das klingt wie der Sturmſchritt preußiſcher Bataillone und hat die deutſche Einheit erkämpfen helfen. Zunächſt wurde das lebende Geſchlecht von der Hoheit dieſer neuen Sittlichkeit ergriffen; alle preußiſchen Patrioten fanden ſich nach 1806 auf dieſem Boden zuſammen. Theodor v. Schön, der ſpätere Oberpräſident der Provinz Preußen, der als 18jähriger Rechtskandidat in Königsberg mit Fichte Freundſchaft geſchloſſen hatte (1791), ſagt von dem jungen Grafen Krockow, den Fichte damals auf dem Gut gleichen Namens bei Danzig erzog: „Es iſt bemerkenswert, daß in dem Schüler das Fichteſche: „du mußt, wenn du ſollſt,“ doch dermaßen lebendig war, daß er zu einer Zeit, in der der allergrößte Teil der Menſchen von den preußiſchen Truppen wenig mehr hoffte, ein Freikorps errichtete, und daß Äußerungen von ihm zu Tage kamen, aus denen man wohl annehmen konnte, daß es ihm klar war: Wir müßten beſſer werden, wenn es beſſer werden ſollte.“[2]) Aber auch die folgenden Generationen haben das Loſungswort nicht vergeſſen können, und es hat ſelbſt in die militäriſche Literatur Eingang gefunden.[3]) Prinz Friedrich Karl, in

---

[1]) nach Feſter S. 7 bei Rouſſeau, Oeuvr. 3, 107.

[2]) Aus den Papieren des Miniſters v. Schön. Halle a./S. 1875, S. 11. Vgl. auch: Aus Th. v. Schöns Knaben- und Jünglingszeit, Berlin 1896.

[3]) Dilthey in dem Artikel „Süvern“ S. 244 der A. D. B.: „Es ließe ſich nachweiſen, daß kein Teil unſerer Bildung, auch nicht die militäriſche auf ihren höchſten Stufen, dem beſtimmenden Einfluß des neuen Erziehungsideals entzogen geweſen iſt.“

der Friedenszeit bis 1864 der Erzieher des brandenburgiſchen Armeekorps, ſagt in einem nach dem italieniſchen Krieg von 1859 gehaltenen Vortrag über die Kampfweiſe der Franzoſen in Anlehnung an eine ähnliche Äußerung Scharnhorſts: „Wer da will, der kann auch; denn der Wille iſt ſchon halbe Tat.“ [1]) Ebenſo kräftig ſagt er in einer früheren Schrift [2]) an der Stelle, wo er eine Erhöhung der Marſchleiſtungen verlangt: „Das Nicht-Können der Truppe und das Nicht-Wollen der Führer iſt für mich eins und dasſelbe, herrührend von dem wirklichen Nicht-Wiſſen, was geleiſtet werden kann, worin wir uns alle befinden.“ [3])

Fichte dachte nicht daran, den Umſturz zu predigen. Er hat es „ungelehrten oder halb gelehrten Leſern“ gegenüber für nötig gehalten, in der Vorrede Anmerkungen „über den vorſichtigen Gebrauch des Buches“ zu machen und bittet ſehr, ſie nicht zu überſchlagen. Obgleich er überzeugt iſt, daß die Verfaſſung in den meiſten Staaten nicht nur höchſt fehlerhaft, ſondern auch höchſt ungerecht ſei und daß die Menſchenwürde in ihnen gekränkt werde, ſtellt er doch den Satz auf: „Würdigkeit der Freiheit muß von unten herauf kommen; die Befreiung kann ohne Unordnung nur von oben herunter kommen.“ Alſo an der Monarchie hält Fichte feſt (vgl. 5, 287), er will nur das, was Hardenberg ſpäter in ſeiner Denkſchrift vom 12. September 1807 als

---

[1]) vgl. den Aufſatz Delbrücks über Prinz Friedrich Karl (1885) und Major Balck, Prinz Friedrich Karl. Berlin 1906. S. 30.

[2]) Was ſich das Bornſtedter Feld erzählt. 1855/56.

[3]) Balck S. 9.

„demokratiſche Grundſätze in einer monarchiſchen Regierung“ bezeichnet hat.[1])

Fichte war bei der Herausgabe der Schrift, durch die er ſich Kant empfahl, „Verſuch einer Kritik aller Offenbarung“ (1792), auf erhebliche Schwierigkeiten geſtoßen[2]) und wagte es im folgenden Jahr nicht, ſeine Schriften mit ſeinem Namen zu verſehen. Auch Druckort und Verleger waren nicht angegeben. Am 20. November 1793 ſchreibt Fichte ſeinem Freund v. Schön aus Zürich, er habe zwei anonyme Schriften verfaßt, unterläßt aber, die Titel zu nennen, aus Furcht vor Verletzung des Briefgeheimniſſes. „Ihre Preußiſchen Poſten,“ ſchreibt er nach Königsberg, „ſind nicht ganz ſicher; ich überlaſſe es alſo Ihnen, die Schriften zu erraten und mich in ihnen zu erkennen. Ich werde über einen Gegenſtand, der mich mit unwiderſtehlicher Stärke an ſich zieht — über Natur- und Staatsrecht — noch manches ſchreiben; ich werde ſo lange ſchreiben, bis ich mich ſo in Reſpekt geſetzt habe, daß ſich niemand an mich traut; dann werde ich mich zu allem freimütig bekennen. — Haec inter nos.“

Trotz ſeiner Vorſicht wurde Fichte ſehr bald von dem Profeſſor Reinhold in Jena als der Verfaſſer entdeckt (II 187, 512) und als Verleger der Buchhändler Troſchel in Danzig ermittelt (5, 332). Danzig, dieſe „kleine nordiſche Republik“, ging gerade in den Tagen, als Fichte

---

[1]) Ranke, Hardenberg. Bd. 3, S. 58 und 365.

[2]) Das Preßweſen in Preußen unterlag bei Fichtes Lebzeiten dem „Erneuerten Cenſur-Edikt“ vom 19. Dezember 1788, das zu dem Wöllnerſchen Syſtem gehörte.

von dort nach Zürich zur Hochzeit reiſte, in preußiſchen Beſitz über (5, 288).

Durch die beiden Schriften vom Jahr 1793 kam Fichte in den Ruf eines Demokraten (5, 286), und als ihn die Großherzoglich Weimariſche Regierung als beſten Kenner Kants in die durch Reinholds Weggang nach Kiel (Oſtern 1794) erledigte Profeſſur für Philoſophie nach Jena berief (II. 433), hatte ſie erſt ſchwere Bedenken überwinden müſſen. Goethe, der als Geheimer Rat, wie ſchon 1789 bei Schillers Anſtellung, in der Sache auch amtlich gehört wurde, bezeichnet in den Annalen zu 1794 (niedergeſchrieben 1820—1825) Fichtes Berufung als eine Tat „der Kühnheit, ja Vergangenheit". Goethes Abneigung gegen alles, was mit der franzöſiſchen Revolution zuſammenhing, iſt bekannt; er fühlte ſich durch die Unruhe, die ſie in alle Lebensverhältniſſe hineintrug, in ſeinem dichteriſcheu Schaffen geſtört und ſah die Herrſchaft des guten Geſchmacks und der Freude am Schönen durch ſie bedroht. Es hatte für Goethe etwas Verlockendes, einen Philoſophen von dieſer Vollendung, der ſich Kant ebenbürtig zur Seite geſtellt hatte, für die Landesuniverſität zu gewinnen, auch verſchloß er ſich nicht dem Reiz, einen Menſchen von ſolcher Eigenart in ſeine Nähe zu ziehen und ſich perſönlich durch ihn und ſeine Wiſſenſchaft zu bereichern,[1]) aber ſoweit die Politik in Frage kam, mußte man allerdings von Kurſachſen, das Fichte als einen verlornen Sohn betrachtete,

[1]) er ſchreibt am 29. 8. 98 an Schiller: „Nutzen Sie das Verhältnis zu Fichte für ſich ſo viel als möglich und laſſen es auch ihm heilſam werden. An eine engere Verbindung mit ihm iſt nicht zu denken, aber es iſt immer ſehr intereſſant, ihn in der Nähe zu haben."

die größten Feindseligkeiten gegen ihn erwarten. Kursachsen hatte sich beschwert, als der Jurist Hufeland in Jena, der sich eifrig für Fichtes Berufung verwendete (I 194), kaum eine Vorlesung über die französische Konstitution angekündigt hatte;[1]) ließ sich da für Fichte etwas Ersprießliches erwarten, der alles staatliche Leben den höchsten Gesichtspunkten unterwarf?

Die Studentenschaft dagegen begrüßte Fichtes Berufung mit unverhohlener Freude (I 197) und bereitete ihm zu seiner Antrittsvorlesung am 23. Mai 1794 ähnlich wie fünf Jahre früher dem Verfasser der „Räuber" einen erhebenden Empfang (I. 211)[2]). Es war die öffentliche Vorlesung Freitags von 6—7 Uhr abends über die Bestimmung des Gelehrten. Die Einleitungsrede handelte von der Bestimmung des Menschen an sich. Er führte darin einen Gedanken aus den Beiträgen aus, den Satz (6, 160): „Jeder hat die Pflicht, mithin auch das Recht, ins unendliche an seiner Vervollkommnung zu arbeiten und seinen besten Einsichten jedesmal zu folgen." In der

---

[1]) Diezmann, Aus Weimars Glanzzeit. 1855. Briefe des Geheimrats Voigt an Hufeland vom 17. November 1791 bis zum 16. Oktober 1792. Über Fichtes Berufung und die zweite Auflage seiner „Beiträge", vgl. die Briefe vom 20. Dezember 1793 bis zum 25. Oktober 1794. Vgl. auch das Weimar-Album von Diezmann (1860), S. 80 und 87—88.

[2]) „Das größte Auditorium in Jena war zu eng; die ganze Hausflur, der Hof stand voll, auf Tischen und Bänken standen sie übereinander." Brief Fichtes vom 26. Mai an seine Frau (I 211). Wahrscheinlich war auch Ernst Moritz Arndt darunter, der von Ostern 1793 bis Michaelis 1794 in Jena studiert und die stärksten Eindrücke von Fichte empfangen hat. Vgl. sein Lebensbild in Briefen von Meisner und Geerds. Berlin 1898.

vierten Vorleſung (die zweite handelte von der Beſtimmung des Menſchen in der Geſellſchaft, die dritte von der Verſchiedenheit der Stände), die in die eigentliche Frage hineinführte, bezeichnete er es als die Beſtimmung des Gelehrten, der *ſittlich beſte* Menſch ſeines Zeitalters zu ſein und ſchloß nach einem kräftigen Ausfall auf das „entmannte und nervenloſe Zeitalter" mit dem Satz: „Ich geſtehe es freimütig, daß ich eben von dieſem Punkt aus, auf den die Vorſehung mich ſtellte, etwas beitragen möchte, um eine männlichere Denkungsart, ein ſtärkeres Gefühl für Erhabenheit und Würde, einen feurigeren Eifer, ſeine Beſtimmung auf jede Gefahr zu erfüllen, nach allen Richtungen hin, ſoweit die deutſche Sprache reicht und weiter, wenn ich könnte, zu verbreiten." In der fünften Vorleſung prüfte Fichte die Rouſſeauſchen Behauptungen über den Einfluß der Künſte und Wiſſenſchaften auf das Wohl der Menſchheit (in der Preisſchrift vom Jahr 1750) und ſuchte in ſeinen Zuhörern ein Gefühl dafür zu wecken, daß nicht Rückkehr zur *Natur*, wovon „der Mann der leidenden Empfindlichkeit" träumte, ſondern kräftige Ausbildung der ſittlichen Anlagen Ziel und Glück des Menſchen ſei.

Nun kamen aber in dieſen Vorleſungen auch ſolche Sätze vor wie der: „Das Licht ſiegt endlich gewiß; es iſt ſchon ein Unterpfand des nahen Sieges, wenn die Finſternis genötigt iſt, ſich in einen öffentlichen Kampf einzulaſſen" (3. Vorleſung) oder wie dieſer: „Alles kann die Menſchheit entbehren, alles kann man ihr rauben, ohne ihrer wahren Würde zu nahe zu treten, nur nicht die Möglichkeit der Vervollkommnung" (4. V.).

Damit rührte Fichte allerdings an eine Saite, die er,

wenn auch in volleren und stärkeren Tönen, in seiner Rede über die Denkfreiheit angeschlagen hatte, seiner liebsten Schrift, wie er einem vertrauten Freunde bekannt hatte (II 512). Allerlei üble Nachrede, die auch der Behörde viel Verdruß bereitete, war die Folge, und Fichte griff schließlich, um die Verleumder zu überführen, zu folgendem Mittel: er ließ die fünf ersten Vorlesungen, von denen oben die Rede war, nach seiner Angabe im Vorbericht „abgesondert abdrucken, und zwar gerade so, wie er sie gehalten, ohne daran ein Wort zu ändern.“ [1])

Zu den Zuhörern Fichtes gehörten auch Franzosen, und Fichte ließ sich das Vertrauen, das sie zu ihm faßten, wohl gefallen.[2]) Die Behörde mochte aber Fichte geheime Verbindungen mit dem Ausland zutrauen, jedenfalls klagte Fichte später (1799) über Jena in einer amtlichen Eingabe: „Man hat in den ersten Jahren meines hiesigen Aufenthalts nicht ermangelt, Briefe von mir und an mich zu unterschlagen oder erbrochen ankommen zu lassen (5, 291).“

Von der Menschheit hatte Fichte in seinen Vorlesungen gesprochen, von citoyens, die an ihm hingen, nach der Schweiz geschrieben,[3]) und man braucht nur daran zu er-

[1]) 6, 291. Vgl. auch Fichtes Brief an Goethe vom 24. Juni 1794, ferner 5, 290.

[2]) Einer von ihnen, Camille Perret, wollte Fichtes Beiträge ins Französische übersetzen. Er schreibt am 16. März 1798 an Fichte vom Rastätter Kongreß: j'ai été sur le théâtre de nos plus éclatantes victoires, et j'y ai pu connaître un grand citoyen. Tel est Bonaparte. Von sich selbst sagt er dann: je suis devenu le Secrétaire diplomatique de Bonaparte (I 214. II 522). Aus der französischen Literatur über Fichte vgl. Xavier Léon, La philosophie de Fichte. Paris 1902. 524 Seiten.

[3]) I 215.

innern, wie Goethe über den Begriff „Menſchheit“ dachte,[1]) welchen Widerwillen ihm die Verleihung des franzöſiſchen Bürgerrechts an Schiller (1792) verurſacht hatte, um zu verſtehen, daß er Fichtes Lehre und Auftreten auf die Dauer läſtig fand.

Zu Beginn des Winterſemeſters 1794/95 legte Fichte ſeine öffentlichen Vorleſungen über denſelben Gegenſtand auf den Sonntagvormittag, damit kein Student durch ein andres Kolleg am Zuhören verhindert ſei. Als aber Fichte an einem Novemberſonntag (am 16.) von 9—10 Uhr vormittags mit dieſen Vorleſungen den Anfang machte, wurde das Konſiſtorium in Jena bei dem Oberkonſiſtorium in Weimar vorſtellig, und dieſe Behörde, der Herder als Generalſuperintendent angehörte, nahm die Beſchwerde einſtimmig an und berichtete weiter an die Landesregierung. Die Folge war, daß Fichte am darauffolgenden Sonntag (23. November) ſeine Vorleſungen ausſetzen mußte,[2]) und der darüber geführte Schriftwechſel (Bericht des akademiſchen Senats ad Serenissimum Vimariensem vom 4. Januar 1795)[3]) beſſerte Fichtes Lage nicht, da ſich auch der Senat gegen die von Fichte gewählte Stunde ausſprach.

Alle dieſe Erfahrungen vermochten aber nicht, Fichtes ungeſtümen Tatendrang zu zügeln und ihn von ſeiner Bahn abzudrängen. Er begnügte ſich nicht damit, Philoſophie

[1]) Als der Hiſtoriker Luden einmal vom Schickſal der Menſchheit ſprach, erwiderte Goethe: „Die Menſchheit? Das iſt ein Abſtraktum. Es hat von jeher nur Menſchen gegeben und wird nur Menſchen geben.“ Bielſchowsky, Goethe 2, 75.

[2]) Ein dringendes Bittgeſuch an Goethe vom 19. November 1794 war ohne Erfolg geblieben (Goethe-Jahrbuch 15, 36—41.

[3]) II 36.

vom Katheder vorzutragen, sondern fühlte sich durch seine Unrast getrieben, auch das studentische Leben, dessen Auswüchse in Jena besonders augenfällig waren,[1]) von Grund aus umzugestalten und den Begriff der akademischen Freiheit mit neuem Inhalt zu erfüllen. Fichte war in Jena eine Macht, in seinen öffentlichen Vorlesungen waren oft gegen 500 Zuhörer (Brief S. 27 Nr. 2), und er gelangte wirklich so weit, daß sich eines Morgens sämtliche drei Verbindungen in Jena — Orden genannt — durch ihre Vertreter bereit erklärten, ihren Bund aufzulösen und ihm ihre Statuten sowie das Mitgliederverzeichnis auszuliefern. Zur Bekräftigung dessen wollten sie ihm noch an demselben Tage den Entsagungseid in die Hand leisten. Damit es aber nicht bei einer persönlichen Angelegenheit zwischen ihm und den Studenten bleibe, sondern ein dauernder Zustand geschaffen werde, nahm Fichte den Eid nicht an und wies die Abordnung an die Universitätsbehörde. Hier gab man aber Fichte den Rat, sich an die Regierung in Weimar zu wenden, und daß Fichte dies tat, wurde sein Verhängnis. Denn als jetzt Regierungskommissare zur Eidesabnahme eingesetzt wurden, die den Studenten fremd waren, glaubten sich diese vor lästige Untersuchungen gestellt und von Fichte verraten, ein Orden trat von seinem Vorhaben zurück, und das Ende war, daß Fichte in der Neujahrsnacht 1794/95 die Fensterscheiben eingeworfen wurden. Als sich dies,

---

[1]) man denke an das wüste Treiben des jenaischen Studenten „Raufbold", des „Renommisten" in Zachariäs scherzhaftem Heldengedicht, im Gegensatz zu dem gesitteten Betragen des Leipziger Akademikers (1742). Als Fichte nach Jena kam, hatten sich allerdings schon Gegensätze in der Studentenschaft gebildet.

ohne daß Fichte bei dem akademiſchen Senat Schutz fand, wiederholte und ſogar in den Ferien ein nächtlicher Überfall erfolgte, reiſte Fichte, „wie es Tag wurde", voller Empörung nach Weimar und erhielt vom Herzog für den Sommer 1795 den erbetenen Urlaub aufs Land. In dem Dorf Oßmannſtedt bei Weimar, wohin er ſich zurückzog, verfaßte er eine Denkſchrift an das Publikum über ſeine Entfernung von Jena, ließ ſie aber auf den Wunſch des Herzogs ungedruckt.[1])

Zum Winter 1795/96 kehrte Fichte wieder nach Jena zurück, aber nach drei Jahren fruchtbarer Tätigkeit an dem Ausbau ſeiner Wiſſenſchaftslehre[2]) löſte ſich das Band zwiſchen Fichte und der Univerſität Jena für immer. Die Veranlaſſung dazu war der ſogenannte Atheismusſtreit. In dem Aufſatz vom Januar 1798, der den Vorwand zu Fichtes Verfolgung bot, ſteht der berühmte Ausſpruch: „Unſre Welt iſt das verſinnlichte Material unſrer Pflicht (5, 185)." Dazu heißt es dann: „Dies iſt das einzig mögliche Glaubensbekenntnis: fröhlich und unbefangen vollbringen, was jedesmal die Pflicht gebeut, ohne Zweifeln und Klügeln über die Folgen. Dadurch wird das Göttliche

---

[1]) ſie iſt in der Biographie von der Hand des Sohnes 1831 mitgeteilt worden (II 43—75 und 211—221. Brief an Reinhold aus Oßmannſtedt vom 2. Juli 1795).

[2]) ſo ſagte Fichte mit Vermeidung des Fremdworts (vgl. 5. Rede, 7, 329), weil ihm Philoſophie Erkenntnistheorie oder Bewußtſeinslehre war (4, 373). Über Fichtes Philoſophie vgl. außer Kuno Fiſcher aus letzter Zeit: Vom Werden dreier Denker (Fichte, Schelling, Schleiermacher, von Emil Fuchs (Tübingen 1904), dreizehn Vorleſungen (in Halle) über Fichte, von Fritz Medicus (Berlin 1905), Fichtes Ethik von Maria Raich (Tübingen 1905).

uns lebendig und wirklich.“ [1]) Dieſes Glaubensbekenntnis, hieß es zum Schluß, hätten zwei vortreffliche Dichter unnachahmlich ſchön ausgedrückt, und nun folgten als letztes die Zitate aus Goethes Fauſt: „Wer darf ſagen, ich glaub' an Gott? Wer darf ihn nennen und bekennen?“ und aus Schillers „Worten des Glaubens“ (1797 gedichtet) die vierte Strophe (ein heiliger Wille lebt).

Durch eine unerfreuliche Verwicklung mit dem Rektor Forberg in Saalfeld war Fichte als Herausgeber des „Philoſophiſchen Journals“ [2]) in eine Zwangslage gekommen, und er hatte gehofft, ſein Aufſatz „Über den Grund unſres Glaubens an eine göttliche Weltregierung“ werde die Schwierigkeiten beſeitigen. Aber wie ſehr ſollte er ſich täuſchen. Er wurde ein halbes Jahr nach dem Erſcheinen des Aufſatzes in dem anonymen „Schreiben eines Vaters an ſeinen ſtudierenden Sohn“ des Atheismus bezichtigt, und in Kurſachſen, wo Fichtes alter Gegner, der Präſident v. Burgsdorf, ſchon lange auf Fichtes Demütigung hingearbeitet hatte (5, 286, II 257), wurde die ebenſo ſinnloſe wie boshafte Beſchuldigung begierig aufgegriffen. Ein Reſkript vom 19. November 1798, das die Konfiszierung des Philoſophiſchen Journals ausſprach, ging durch alle Zeitungen im Reich (5, 299), und zugleich drohte der Kurfürſt Friedrich Auguſt in einem zweiten Schreiben

[1]) Rickert, Fichtes Atheismusſtreit und die Kantſche Philoſophie. Eine Säkularbetrachtung. Berlin 1899. „Nicht das letzte,“ ſo wird hier geurteilt, „wohl aber das erſte Wort über Religion, das die Philoſophie zu ſagen hat, iſt hier geſagt, und dies Wort ſollen wir ſtehen laſſen: Der Glaube an eine überſinnliche Weltordnung iſt das Gewiſſeſte, was es gibt.“

[2]) er gab es ſeit 1795 zuſammen mit Niethammer heraus.

vom 18. Dezember 1798, das er eigenhändig unterschrieb (II 82. 5, 252), dem weimarischen Hof und allen andern Erhaltern der Universität Jena, den sächsischen Herzögen von Meiningen, Altenburg und Koburg-Gotha, er werde seinen Landeskindern den weiteren Besuch der Universität Jena, auch der Gymnasien und Schulen des Landes verbieten, wenn Fichte nicht ernstlich bestraft werde.

Den von der Behörde eingeforderten Bericht, den Fichte im Verein mit Niethammer am 18. März 1799 einreichte, nannte er „gerichtliche Verantwortungsschrift gegen die Anklage des Atheismus", denn er hoffte, eine gerichtliche Untersuchung werde zur Entdeckung des anonymen Verleumders führen, der an allem schuld sei.[1])

Aber mit dem Rechenschaftsbericht an die Obrigkeit begnügte sich Fichte diesmal nicht. Sein Name war durch alle Zeitungen gegangen, und er hatte, ehe noch der Kurfürst an die Herzöge geschrieben hatte, unmittelbar nach dem Erscheinen des Konfiskationsedikts vom 19. 11. 98, eine „Appellation an das Publikum"[2]) in Angriff genommen und, indem er in der eignen Sache die allgemeine, das Recht der freien Untersuchung, verteidigte (5, 199), die ganze Nation[3]) zum Zeugen aufgerufen.

In der Appellation wehrte sich Fichte als Schriftsteller gegen die Unterdrückung seines Journals, in der Verantwortungsschrift enthüllte er den politischen Hintergrund der

---

[1]) 5, 239—333.

[2]) unter dem Titel (5, 191) stand der Zusatz: „Eine Schrift, die man erst zu lesen bittet, ehe man sie konfisziert."

[3]) Fichte spricht bereits in dieser Schrift von „ganz Deutschland" (199), dem „deutschen Vaterland" (234) und der „deutschen Nation" (233).

gegen ihn gerichteten Treibereien und verwahrte sich gegen den Vorwurf, er untergrabe die Staatsordnung, mit dem klassischen Ausspruch: „Ich kann keine Revolution herbeiführen und unterstützen wollen, denn ich habe dazu nicht Zeit.“ [1])

Vom Hof wurde es Fichte sehr verdacht, daß er nicht den Geschäftsgang abgewartet hatte (Brief Schillers an Fichte vom 26. Januar 1799, II 391), und alles hing jetzt davon ab, wie sich Goethe, der das Ohr des Herzogs besaß, zu Fichte stellen werde. Aber Goethe mußte jetzt an sich erfahren, daß die Götter nicht einem alles bestimmt haben; es war ihm nicht gegeben, Fichte gegen den Eingriff der fremden Regierung zu verteidigen. Fichte hatte von den „Beiträgen“, ohne den Gegenvorstellungen Gehör zu schenken, [2]) 1795 eine „zweite um nichts veränderte Auflage“ erscheinen lassen, und schon das war Goethe widerwärtig gewesen. Trotzdem Fichte den konfiszierten Aufsatz mit einem Zitat aus dem Faust geschlossen hatte, läßt sich Goethe in den Annalen zu 1803 so über den Fall vernehmen: „Fichte hatte in seinem Philosophischen Journal über Gott und göttliche Dinge auf eine Weise sich zu äußern gewagt, welche den hergebrachten Ausdrücken über solche Geheimnisse zu widersprechen schien. [3]) Goethe hatte das entscheidende Wort zu sprechen, und das fiel gegen Fichte aus. „Ich würde gegen meinen eignen Sohn votieren,

[1]) 5, 293. vgl. auch aus dem Brief an Reinhold vom 22. Mai 1799: „Es erschreckt sie, wie ein Gespenst, die Selbständigkeit, die, wie sie dunkel ahnen, meine Philosophie weckt (II 258).“

[2]) Brief an Goethe vom 24. Juni 1794 (Goethe-Jahrbuch 15. S. 31). vgl. auch Schön S. 39.

[3]) vgl. auch die Annalen zu 1794.

wenn er sich gegen ein Gouvernement eine solche Sprache erlaubte," schrieb er noch am 30. 8. 99 an den Syndikus Schlosser in Frankfurt im Hinblick auf Fichtes Verteidigungsschriften und dessen Brief an den Geheimrat Voigt vom 22. März 1799. Er sorgte in dem Geheimen Consilium dafür, daß Fichte der „Rat des Wanderns" erteilt wurde, und als man ihm vorwarf, er füge dadurch der Universität einen unersetzlichen Schaden zu, brach er in die Worte aus: „Ein Stern geht unter, der andre erhebt sich."[1]) Am 29. März 1799 unterzeichnete der Herzog Karl August die Verfügung, durch die Fichte den angedrohten Verweis erhielt und seines Amtes entsetzt wurde.[2])

Auf die politischen Meinungsverschiedenheiten zwischen Fichte und dem Goetheschen Kreise fiel gerade damals ein grelles Licht, und wieder war es das Urteil über die Franzosen, an dem sich die Geister erhitzten. Fichte spricht in dem Brief an Reinhold vom 29. Mai 1799 von dem „gräßlichen Gesandtenmord" in Rastatt (28. April 1799), und dahinter stehen in Klammern die Worte: „über den man hier jubelt, und über welchen Schiller und Goethe

[1]) Fichtes Sohn sagt in der Biographie, er wisse das aus sicherer mündlicher Überlieferung (I 288). „Der andre" war Schelling, der Fichtes Nachfolger wurde.

[2]) Mit Benutzung der Akten hat Karl Hase den Fall dargestellt in dem „Jenaischen Fichte-Büchlein" von 1856. Seitdem hat Kuno Fischer, der als Privatdozent in Heidelberg 1853 ebenfalls des Amtes entsetzt wurde und 1856 bis 1872 Fichtes Lehrstuhl in Jena innehatte, durch neue Prüfung der Akten die Kenntnis des Falls erweitert. Vgl. sein Werk über Fichte. 3. Aufl. Heidelberg 1900. Über Goethe und Fichte vgl. Robert Neumann (Programm von 1904 bei Weidmann und Jenenser Dissertation), der ebenfalls archivalische Studien gemacht hat.

ausrufen: So ist's recht, diese Hunde muß man totschlagen!"

Sechs deutsche Regierungen (dem Beispiel Kursachsens und der vier sächsischen Herzöge war auch der Kurstaat Hannover gefolgt)[1]) hatten Fichte vor ihren Untertanen als Irrlehrer der Jugend gebrandmarkt, er sah sich um Ruf und Ehre gebracht und vor die Sorge ums tägliche Brot gestellt. Damals schrieb er an Reinhold, in einer Fortsetzung der eben genannten Stelle: „Es ist mir gewisser als das Gewisseste, daß, wenn nicht die Franzosen die ungeheuerste Übermacht erringen und in Deutschland, wenigstens einem beträchtlichen Teil desselben, eine Veränderung durchsetzen, in einigen Jahren in Deutschland kein Mensch mehr, der dafür bekannt ist, in seinem Leben einen freien Gedanken gedacht zu haben, eine Ruhestätte finden kann." Und doch ist sich Fichte klar darüber, daß er die Pflicht habe, die Grundsätze, deren Opfer er geworden war, weiter zu verbreiten. „Darf ich denn schweigen?" so fragt er und antwortet darauf: „Nein, das darf ich wahrlich nicht,' denn ich habe Grund zu glauben, daß, wenn noch etwas gerettet werden kann des deutschen Geistes, es durch mein Reden gerettet werden kann." Also schon damals, im Mai 1799, schwebt ihm in dem Widerstreit der Nationen, der die Welt erfüllte — Rußland, Österreich, England, zur zweiten Koalition vereinigt (II 257), standen gegen Frankreich in Waffen — als letztes Ziel die hohe Aufgabe vor, das deutsche Wesen zu retten. Der Gewalt zum Trotz reden, damit der deutsche Geist lebendig bleibe, dieser Gedanke, aus dem die Reden an die deutsche Nation geboren

[1]) 5, 280. II 536.

ſind, taucht hier blitzartig auf: es iſt, als wenn ihn die ſeeliſche Qual, durch die er hindurchgegangen war, mit hellſeheriſcher Kraft begabt und ihm für einen Augenblick die Stelle gezeigt habe, die er in der Weltgeſchichte einnehmen ſollte.[1]) Alles freilich vermochte Fichte damals noch nicht zu ahnen, denn wenn er in dem obengenannten Satz fortfahrend die Befürchtung ausſpricht, durch ſein Stillſchweigen würde die Philoſophie ganz und zu früh zu Grunde gehen, ſo erſcheint ihm der deutſche Geiſt ausſchließlich in der Philoſophie verkörpert, von ſeiner Entfaltung in Geſchichte und ſtaatlicher Entwicklung iſt noch nicht die Rede. Die Deutſchen ſind ihm das Volk der Denker; daß ſie auch zum Mithandeln unter den Nationen berufen ſind, liegt noch außerhalb ſeines Geſichtskreiſes. Er mußte erſt in den deutſchen Staat, der den Großmächten gegenüber allein den Namen eines Staates verdiente, eingeordnet werden und, in deſſen Schickſale verflochten, die Franzoſen kennen lernen, um zu einer tieferen Auffaſſung vom deutſchen Weſen zu gelangen.

Ein gütiges Geſchick fügte es, daß ein preußiſcher Staatsmann und Zögling Friedrichs des Großen, der mit Stein befreundete Miniſter v. Dohm, der Preußen auf dem Raſtatter Kongreß vertreten hatte,[2]) auf der Rückreiſe von dort eine Woche in Jena und Weimar verbleibend, einen Einblick in das Verfahren der weimariſchen Regierung gewann und Fichte durch einen gemeinſchaftlichen Freund

---

[1]) vgl. I 330/31.

[2]) von ihm rührt der authentiſche Bericht über den Geſandtenmord her.

auf den Gedanken brachte, in Preußen eine Zuflucht zu suchen (I 304, 309).[1])

So trat denn Fichte die Reise nach Berlin an, nachdem er sich bei Friedrich Schlegel angemeldet hatte, der als Privatdozent in Jena Fichtes Kollege gewesen war. Fichte kam allein, ohne seine Frau und seinen kleinen Sohn, im tiefsten Geheimnis; wurde seine Absicht auch nur einen Posttag vor der Reise bekannt, so konnte ihm der vorauseilende Stadtklatsch den Boden in Berlin heiß machen (II 424). Am 3. Juli 1799, an einem Mittwoch, abends 10 Uhr, fuhr Fichte in Berlin zum Tor hinein, wo er wahrscheinlich der Wache seinen Namen angeben mußte.[2]) Nach Fichtes Mitteilung an seine Frau wurde bereits am andern Morgen im Staatsrat darüber Vortrag gehalten,[3])

---

[1]) in seiner Biographie von W. Gronau (Lemgo 1824) heißt es: „Mit besondrem Vertrauen wurden ihm die in der bekannten Fichteschen Abgötterei-Sache damals stattgefundenen Verhandlungen mitgeteilt; sie gaben ihm Anlaß zu unerfreulichen Betrachtungen über gar zu leichtes Mißverständnis, über ungeduldigen wie unduldsamen Eifer im bewegten, streitvollen Leben."

[2]) „Wissen Sie wohl das Neuste, liebe Freundin?" schreibt Schleiermacher am 4. Juli an Henriette Herz, „Fichte ist hier, vor der Hand auf einige Wochen, um sich umzusehen. Friedrich hatte es schon seit einiger Zeit gewußt und ihm eine Chambre garnie unter den Linden besorgt; es war aber ein tiefes Geheimnis, und da man das Schicksal der Briefe nicht wissen kann, habe ich Ihnen davon nichts schreiben mögen. Auch Tieck hat es nicht gewußt und sich heute des Todes gewundert. Heute früh brachte ihn Dorothea zu uns." Dorothea ist die Tochter von Moses Mendelssohn, die sich von ihrem Gatten, dem Bankier Veit, getrennt hatte, die spätere Gattin Friedrich Schlegels.

[3]) Herr Geheimer Archivrat Bailleu, der die Güte hatte, die Staatsratsprotokolle aus jener Zeit durchzusehen, hat mir Folgendes erklärt: Die Protokolle liegen vor vom 1., 8., 15., 22., Juli. Von

und Freitag früh erſchien der Polizeiinſpektor und fragte Fichte, ob er nur zum Vergnügen oder in Geſchäften in der Stadt ſei.[1]) Am 12. Juli traf der König von einer Reiſe in Berlin ein, aber die Polizei fuhr fort, Fichte zu beobachten, und alles blieb in der Schwebe. Fichte wartete noch den Monat Juli ab, am 1. Auguſt aber verſchaffte er ſich Aufklärung, indem er zum Geheimen Kabinetsrat Beyme ging, „den Mann, der täglich mit dem König arbeitet", und ihm freimütig eröffnete, er ſei nach Berlin gekommen, um dort zu bleiben, und bitte um Gewährung von Sicherheit, damit ſeine Familie nachkommen könne. Beyme gab eine verbindliche Antwort, und Fichte konnte endlich ſeiner bänglich harrenden Frau eine beruhigende Nachricht geben (2. Auguſt). Am 20. Auguſt ſchreibt er ihr: „Ich wette, daß man mich in jedem andern Lande geneckt und vielleicht verjagt hätte." Am 10. Oktober konnte er endlich ſeiner Frau mitteilen, daß der König geſprochen habe, und zwar folgendes Wort: „Iſt Fichte ein ſo ruhiger Bürger, als aus allem hervorgeht, und ſo entfernt von gefährlichen Verbindungen, ſo kann ihm der Aufenthalt in meinen Staaten ruhig geſtattet werden. Iſt es wahr, daß er mit dem lieben Gott in Feindſeligkeiten

---

Fichte iſt darin nicht die Rede. Es iſt faſt ausgeſchloſſen, daß am 4. Juli eine Staatsratsſitzung ſtattgefunden hat. — Danach ſcheint ſich allerdings Fichte oder ſein Gewährsmann geirrt zu haben.

[1]) Wie vorſichtig Fichte war, zeigt ſich darin, daß er den erſten Brief an ſeine Frau, vom 6. Juli, dem Dichter Tieck mitgab, der gerade nach Jena reiſte. An demſelben Tage ſchickte Fichte aber einen Brief mit der Poſt, der erſten, die ſeit dem 3. wieder abging. Sein Verdacht, daß die Poſt ſeine Briefe öffne, ſcheint ſich nicht beſtätigt zu haben (I 313. II 298, 303, 305).

begriffen ist, so mag dies der liebe Gott mit ihm abmachen, mir tut das nichts.“ [1])

In dem nächsten Brief, vom 28. Oktober, schlägt Fichte bereits einen übermütigen Ton an, er schreibt seiner Frau: „Ich wette mit Dir, soviel Du willst, nach 10 Jahren bin ich ein im ganzen deutschen Publikum durchgängig geschätzter und verehrter Mann.“ Alles werde sich zum Guten wenden. „Vergib mir nur die Kränkungen, die ich Dir zuweilen verursacht, Du armes, geplagtes Kind. Du wirst nicht eher recht wohl werden, bis Du diesen jenaischen Staub abschüttelst und mit mir in dem großen weiten Berlin lebst.“

Der Antrag Kursachsens auf Verbot des Fichte-Niethammerschen Journals war auch in Berlin eingegangen, [2]) aber das berüchtigte Wöllnersche Religionsedikt war durch die Kabinetsordre des neuen Königs vom 11. Januar 1798 so gut wie aufgehoben worden, [3]) und am 25. März 1799 hatte der König den Antrag Kursachsens abgelehnt. [4]) Dem entsprach der Entscheid des Königs über Fichtes Aufenthalt in Preußen.

---

[1]) I 324. Vermutlich hatte dies der König beim Vortrag Beymes gesagt, und dieser es Fichte mitgeteilt. Daß sich Fichte die Worte genau merkte, ist begreiflich.

[2]) Fichte wußte das schon in Jena, als er die „gerichtliche Verantwortung“ schrieb (5, 280), die er am 18. März einreichte, vgl. auch II 529.

[3]) Harnack, Geschichte der Akademie der Wissenschaften zu Berlin. 1900. S. 523.

[4]) die Kabinetsordre ist abgedruckt bei Trendelenburg, Vortrag am 19. Mai 1862 (dem 100. Geburtstag Fichtes) in der Universität (S. 37/38).

In dem Pariſer Moniteur hatte in Nr. 166 (16. ventôse an 7=6 März 1799) nach einer Meldung aus Hamburg vom 19. Februar die Nachricht geſtanden: Il s' élève en Allemagne une grande querelle entre les universités et les gouvernements. Es war dann die Rede von dem Fichte-Niethammerſchen Journal und hieß weiter: dans ce journal on avance qu' il faudrait proscrire le mot religion de toutes les langues.[1]) Mit Beziehung auf die Konfiskation wurde zum Schluß geſagt: M. Fichte a appelé de ce règlement de police à toutes les universités de l'Allemagne et il les a invitées à soutenir, de toutes leurs forces, la liberté de parler et de penser.[2])

Dem Staat Friedrichs des Großen iſt es zu verdanken, daß Fichte Deutſchland erhalten blieb. Durch die beruhigende Verſicherung über die Geſinnung des Königs, ſchreibt Fichte am 29. April 1799 (II 269), „erhalte ich zugleich Sicherheit auch in andern deutſchen Ländern. Es darf nur einer das Beiſpiel geben, im Guten wie im Böſen, ſo folgen die andern nach."

Fichtes erſte Gabe an den preußiſchen Staat war die Schrift: „Der geſchloſſne Handelsſtaat". Die Vorrede vom 31. Oktober 1800 enthält die Widmung an den preußiſchen

---

[1]) Ein Beiſpiel dafür, was bei der Sucht nach Pointen an Verdrehungen möglich iſt. Fichte hatte zum Schluß geſagt, es ſei erlaubt, das Geſchwätz über die Religion niederzuſchlagen, damit die wahre Religion des freudigen Rechttuns ſich erhebe.

[2]) Dem Departement des Auswärtigen und dem der geiſtlichen Geſchäfte, das ſeinen Bericht am 18. März einreichte, lag ein Exemplar der Nummer vor, und ſo iſt ſie in die Akten des Geheimen Staatsarchivs gekommen.

Staatsminister v. Struensee, den Chef des Accise- und Fabriken-Departements und Vorgänger Steins.[1]) Der Staat wurde in diesem Buch nicht als Rechtsanstalt, sondern als Handelsgemeinschaft betrachtet, und die Frage war: ließe sich denken, daß ein Staat, wie er sein öffentliches Leben durch eigne Gesetze regelt, die für alle verbindlich sind und sein Hoheitsgebiet zugleich gegen das Ausland abschließen, so auch Handel und Verkehr einem festen, lückenlosen Zwang unterwürfe, der das Land wirtschaftlich selbständig machte und gegen das Ausland abschlösse? Es handelte sich also um eine wissenschaftliche Untersuchung, allerdings in der Voraussetzung, daß das für richtig Erkannte den Weg ins Leben finden werde. „Man hat in unsern Tagen," so hebt die eigentliche Abhandlung an, „die Meinung, daß der Staat unumschränkter Vormünder der Menschheit für alle ihre Angelegenheiten sei, daß er sie glücklich, reich, gesund, rechtgläubig, tugendhaft und, so Gott will, auch ewig selig machen solle, zur Genüge widerlegt; aber man hat, wie mir es scheint, von der andern Seite die Pflichten und Rechte des Staats wiederum zu eng beschränkt." Der Staat habe mehr zu tun als Recht und Eigentum zu schützen; er sei dazu bestimmt, jedem erst das Seine zu geben und ihn in sein Eigentum erst einzu-

[1]) Struensee war der ältere Bruder des zum Grafen erhobenen deutschen Arztes, der seine Reformversuche in Dänemark 1772 mit dem Tode büßen mußte. Vgl. Paul Bailleu, Preußen und Frankreich von 1795—1807. 1, 505 und Otto Hintze, Preußische Reformbestrebungen vor 1806 (Histor. Zeitschr. 76, 430), ferner Paul Wittichen, Friedrich Gentz und Preußen vor der Reform (Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte, Bd. 18 — 1905 S. 207).

ſetzen.“[1]) Die Gedanken, die Fichte hier aus dem Hohenzollernwahlſpruch entwickelt, ließen ſich nicht wieder abweiſen; ſie ſind, als ſich die deutſchen Staaten als deutſches Reich politiſch gegen das Ausland abgeſchloſſen hatten, in dem Schutzzollſyſtem und in der von Kaiſer Wilhelm dem Erſten eingeleiteten Sozialreform wirkſam geworden.[2])

Aber dieſe Schrift, die Fichte ſelbſt ſein beſtes, am meiſten durchdachtes Werk nannte (I 341), bezeichnet noch in andrer Hinſicht einen Markſtein in Fichtes Entwicklung. In dem thüringiſchen Kleinſtaat hatte das Gefühl der Zugehörigkeit zu einem beſtimmten Staat in ihm nicht aufkommen können; er hatte dort überall angeſtoßen und die politiſchen Schranken als Hemmnis empfunden. Kaum ſah er ſich aber mit der Aufnahme in Preußen in ein großes Staatsweſen hineingeſtellt, ſo wandte er ſich von dem Weltbürgertum ab. „Wir ſind,“ ſchreibt er im Nachwort, „über dem Beſtreben, alles zu ſein und allenthalben zu Hauſe, nichts recht und ganz geworden und befinden uns nirgends

---

[1]) 3,399.

[2]) Guſtav Schmoller, Johann Gottlieb Fichte. Eine Studie aus dem Gebiet der Ethik und der Nationalökonomie (1865), wiederabgedruckt in den Aufſätzen zur Literaturgeſchichte der Staats- und Sozialwiſſenſchaften (1888), nennt Fichte den erſten deutſchen Sozialſchriftſteller. Sein Aufſatz über Volkswirtſchaft „iſt nicht dem Augenblick durch das Bedürfnis abgenötigt, ſondern die Konſequenz eines Gedankengangs, der unſre ganze moderne Entwicklung nach ihren Hauptgeſichtspunkten einheitlich überſchaut. Nur daraus iſt es auch zu erklären, daß Fichte gleich einem prophetiſchen Seher durch die Macht ſeines idealen Gedankenflugs Probleme ſich vorlegte, die die Macht der Tatſachen der übrigen Welt erſt ſo viel ſpäter zur Löſung aufnötigte.“ Als „Probe einer künftig zu liefernden Politik“ hatte Fichte ſelbſt ſeine Abhandlung auf dem Titelblatt bezeichnet.

zu Hauſe.[1]) Jetzt verlangt er geradezu das Einleben in feſte Grenzen,[2]) damit ſich die Eigenart des Volkes deſto kräftiger rege. „Es iſt klar," ſagt er zum Schluß der Unterſuchung, „daß unter einer (handelspolitiſch) geſchloſſenen Nation, die ihre beſondre Lebensart, Einrichtungen und Sitten durch (die gedachten ſtrengen) Maßregeln erhält, die ihr Vaterland und alles Vaterländiſche mit Anhänglichkeit liebt, ſehr bald ein hoher Grad der Nationalehre und ein ſcharf beſtimmter Nationalcharakter entſtehen werde." Mit Recht heißt es daher in der Schrift: Fichtes Sozialismus und ſein Verhältnis zur Marxſchen Doktrin:[3]) „Während das kommuniſtiſche Manifeſt von Marx (vom Jahr 1848) ausklingt in das Loſungswort: Proletarier aller Länder, vereinigt euch![4]) — ſchließt Fichtes geſchloſſner Handelsſtaat

---

[1]) Hatte Goethe an den Profeſſor Hottinger in Zürich, den auch Fichte kannte (I 152), am 15. März 1799 ſo geſchrieben: „Für den unbefangen Denkenden, für den, der ſich über ſeine Zeit erheben kann, iſt das Vaterland nirgends und überall," ſo iſt jetzt Fichte auf dem entgegengeſetzten Standpunkt angelangt und in politiſcher Hinſicht über Goethe hinausgeſchritten.

[2]) vgl. Jaſtrow, Geſchichte des deutſchen Einheitstraumes und ſeiner Erfüllung. 1891. S. 113.

[3]) von Marianne Weber in Heidelberg, in den „Volkswirtſchaftlichen Abhandlungen der Badiſchen Hochſchulen. 4. Band. Tübingen und Leipzig 1900. Vgl. auch Hans Lindau, Fichte und der neuere Sozialismus. Berlin. 1900. S. 27—44.

[4]) Laſſalle hat allerdings im Jahr 1862 zur Feier des hundertſten Geburtstages Fichtes in der Philoſophiſchen Geſellſchaft zu Berlin eine zündende Rede über Fichtes Philoſophie und die Bedeutung des deutſchen Volksgeiſtes gehalten und ſchon vorher in einer Schrift von 1860 Fichtes politiſches Vermächtnis, niedergelegt in ſeinen erſt 1846 gedruckten Aufzeichnungen vom Jahr 1813, als ein Programm bezeichnet, das auch für die damalige Gegenwart (1860) noch der Erfüllung harre. Vgl. Hermann Oncken, Laſſalle, Stuttgart 1904. S. 156 und 444.

mit einem Appell an das Nationalgefühl, also mit einer politischen Perspektive, und diese läßt uns den ersten Ansatz der spätern Entwicklung Fichtes zum Prediger des Deutschtums erkennen."

Auch nach dieser dem Minister zugeeigneten Schrift blieb Fichte ohne Amt und sah sich auf Schriftstellerei und Vorträge in seiner Wohnung angewiesen. Am 2. März 1802 schreibt Fichte an Professor Mehmel in Erlangen: „Ich lese gegenwärtig Wissenschaftslehre vor fremden Adligen, Doktoren und einheimischen Staats- und Geschäftsmännern, Geheimräten usw. (II 558)." Klingt dies etwas selbstbewußt, so bekennt Fichte in einem Brief an Schiller vom 9. Juni 1803: „Drei Jahre unabläßiger Arbeit an der Wissenschaftslehre, fast ohne alles lukrative Geschäft, bei der absoluten Unmöglichkeit, jene Meditationsreihe zu unterbrechen, wenn sie nicht ganz aufgegeben werden sollte, haben das Wenige, was uns übrig geblieben, aufgezehrt; noch bin ich in denselben Meditationen befangen, und ich sehe höchst unangenehmen Störungen entgegen, wenn ich mir nicht noch gegen ein Jahr sorgenfreie Muße verschaffen kann."[1])

Auf eine Eingabe an das Königliche Kabinet vom 3. Januar 1804, worin er seine Philosophie der öffentlichen Beachtung empfahl,[2]) wurde ihm — ob mit Zustimmung der Akademie, bleibt zweifelhaft — die Genehmigung erteilt, seine Vorlesungen im runden Saal des Akademiegebäudes zu halten, und hier trug Fichte im Winter 1804/05 die „Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters" vor. Dagegen

[1]) II 393 vgl. den Brief an Schelling vom 27. Dezember 1800.

[2]) mitgeteilt von Harnack aus dem Geheimen Staatsarchiv (Geschichte der Akademie S. 542).

ging der auf Hufelands[1]) Anregung von dem Akademie-Direktor v. Borgstede gestellte Antrag, an Stelle eines verstorbenen Mitglieds Fichte in die Akademie der Wissenschaften aufzunehmen, nicht durch (28. März 1805).[2]) In denselben Tagen aber, am 9. April 1805, wurde Fichte vom König für das kommende Sommerhalbjahr an die Universität Erlangen in eine neugeschaffne Stelle berufen und erhielt damit Aussicht auf die längst ersehnte Anstellung in Preußen. Es wurde ihm gestattet, den Winter über in Berlin zu bleiben. Am 18. März 1806 wurde er endlich, nachdem ein günstiger Bericht über ihn eingegangen war, zum ordentlichen Professor in Erlangen ernannt und damit fest angestellt.[3])

Das Verdienst, den König für Fichte gewonnen und diesen dauernd an den preußischen Staat gefesselt zu haben, gebührt dem Freiherrn v. Hardenberg, der die fränkischen

---

[1]) Christian Wilhelm Hufeland, der Verfasser der Makrobiotik, schon in Jena Fichtes Freund, hatte Jena auch verlassen (Goethes Annalen zu 1803) und war der Berufung zum Leibarzt des Königs gefolgt. Der Akademie gehörte er seit dem Januar 1801 an.

[2]) Die Wahl wurde mit 15 gegen 13 Stimmen abgelehnt. Der eingehende Bericht nach den Akten des Akademischen Archivs liegt jetzt bei Harnack S. 540 bis 552 vor. Über den Grund der Ablehnung weiter unten.

[3]) Engelhardt, Die Universität Erlangen von 1743 bis 1843, enthält nur unvollständige Angaben (S. 82—84). Das Reskript an den Erlanger Senat vom 11. 4. 1805, betr. Fichtes Überweisung, ist abgedruckt bei Germann, Allenstein, Fichte und die Universität Erlangen. 1889. Fichte erhielt schon 1805 das mit der definitiven Anstellung verbundene Gehalt von jährlich 1200 Gulden (= 685 Talern 17 Groschen $1^6/_7$ Pfennig) und 5 Klafter Brennholz in natura. „1200 leichte Gulden," schreibt Fichte an Beyme am 10. März 1806, „davon kann kein Mensch subsistieren." Sein Gehalt wurde auf 800 Taler jährlich erhöht.

Fürstentümer Ansbach-Bayreuth seit 1792 verwaltete und seit April 1804 als Nachfolger des Grafen Haugwitz die auswärtigen Angelegenheiten leitete.[1]) Hardenberg war durch den Geheimen Kabinetsrat Beyme und den Geheimen Finanzrat Freiherrn v. Altenstein, die beide Fichtes Vorlesungen in Berlin gehört hatten,[2]) auf Fichte aufmerksam geworden und hatte sich für Fichte statt für Schelling (seit 1803 in Würzburg) entschieden. Als Hardenberg, der das Oberkuratorium der Universität Erlangen behalten hatte, den zweiten Oberkurator, den Justizminister und Chef des geistlichen Departements in Evangelisch-lutherischen Kirchen- und Schulsachen, v. Massow, den Nachfolger Wöllners, dazu aufforderte, mit ihm gemeinschaftlich Fichte für die Erlanger Professur vorzuschlagen, erklärte v. Massow, er könne zur Anstellung Fichtes als Professor an einer Königlichen

---

[1]) Fritz Hartung, Hardenberg und die Verwaltung in Ansbach-Bayreuth von 1792 bis 1806. Tübingen 1906. S. 275/6.

[2]) von andern hohen Staatsbeamten sind zu nennen: Minister Freiherr v. Schrötter, Geheimer Legationsrat Nagler, Altensteins Schwager, Staatsrat v. Beguelin, Fürst Reuß, Graf Alexander zur Lippe, Graf Baudissin, auch ein Baron Burgsdorf. Nach den Lichtstrahlen (S. 101) war der hier genannte Graf Baudissin der damalige dänische Gesandte am preußischen Hof (1801—1806), nach Gustav Freytags Lebensbild (Bd. 16) war es der Sohn, der junge Graf Wolf (geboren Januar 1789), der frühreife und hochbegabte Shakespeare-Übersetzer, der freilich Schlegel und Tieck den Ruhm ließ. Er weigerte sich 1813, für den dänischen König ein Bündnis mit Napoleon abzuschließen und wurde dafür auf Festung geschickt und erst nach der Schlacht bei Leipzig freigelassen. Auch einige Frauen fanden sich ein: neben Fichtes Frau, die regelmäßig zuhörte, ihre Freundin Charlotte v. Kalb, Frau Hufeland, Frau v. Knobloch, die Tochter des Ministers Schrötter. Von Fichtes Berliner Freunden werden genannt Bernhardi und Zeune, zwei Schulmänner, und der Buchhändler Georg Reimer.

Universität nicht mitwirken. Er gab dagegen seinerseits zur Erwägung anheim, ob sich nicht der Feldprediger Gerlach in Landsberg a./W., „der ein sehr philosophischer Kopf ist und sich schon durch mehrere Schriften, besonders durch die Preisschrift „Philosophie, Gesetzgebung und Ästhetik in ihren jetzigen Verhältnissen zur sittlichen und ästhetischen Bildung der Deutschen", Leipzig 1804 bei Kühn, 272 S. kl. 8 — welche in der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung Nr. 59 d. J. vorteilhaft rezensiert worden — viel Ruf erworben hat," für die gedachte Stelle eigne.[1]) Dazu bemerkte Hardenberg, der erwähnte Feldprediger Gerlach habe „wenigstens zur Zeit noch keinen allgemeinen Ruf", und berichtete allein (am 5. April 1805). Am 9. April unterzeichnete der König, und dabei blieb es, trotzdem v. Massow in einer Eingabe vom 15. April dem König berichtete, er habe nicht dafür stimmen können, daß man dem Professor Fichte ein öffentliches Lehramt anvertraue. So kam es bei Fichtes Übernahme in den Staatsdienst zu einem Zusammenstoß zwischen dem alten und dem neuen Preußen, und es war Hardenbergs eigenste Tat, daß Fichte den Ruf erhielt, er trat für ihn in bewußtem Gegensatz zu seinen Feinden persönlich beim König ein.[2])

Fichtes Tätigkeit in Erlangen selbst beschränkte sich auf das Sommerhalbjahr 1805, wo er unter anderm sein öffentliches Kolleg von Jena unter dem Titel „Über das Wesen des Gelehrten" von neuem las. Für den Sommer

---

[1]) das Schriftstück im Geheimen Staatsarchiv, in den Akten aus der fränkischen Ministerial-Registratur, ist datiert vom 27. März 1805.

[2]) Auch 1806, bei der definitiven Anstellung Fichtes, versagte v. Massow seine Mitwirkung.

1806 erhielt Fichte auf seine Bitte Urlaub, vornehmlich zur Ausarbeitung eines Entwurfs für die Reform der Universität Erlangen.[1]) Fichtes Absicht, im Herbst 1806 dauernd nach Erlangen überzusiedeln — er hatte dort schon eine Wohnung gemietet — wurde durch den Krieg vereitelt. In einem Schreiben an den König vom 19. September 1806[2]) stellte er auf Grund der Nachricht, daß die fränkischen Provinzen von den preußischen Truppen verlassen seien und die feindlichen Truppen voraussichtlich demnächst Erlangen besetzen würden, dem König die Entscheidung anheim, ob er nicht mit der Reise warten solle, bis dort Sicherheit und Ruhe wiederhergestellt seien. Darauf wurde ihm am 23. September die Erlaubnis erteilt, die Fortsetzung seines dortigen Lehramts für den bevorstehenden Winter und bis Ostern künftigen Jahres noch auszusetzen.[3]) Daß Erlangen mit den fränkischen Fürstentümern Preußen verloren gehen solle, konnte man damals nicht ahnen.

Wenn Fichtes Beziehungen zu Erlangen, weil sich in ihnen ein festes Band zwischen ihm und der preußischen

---

[1]) vgl. die im Winter 1805/06 geschriebenen „Ideen für die innere Organisation der Universität Erlangen". N. 3, 277—294. Fichte tritt hier besonders für die Veranstaltung von Übungen neben den Vorlesungen ein, ein Gedanke, der im 19. Jahrhundert zur Ausbreitung von Universitätsseminaren geführt hat. Der ausführliche „Plan", eine Erweiterung der im Winter entworfenen „Ideen", wurde Hardenberg vorgelegt und gab Anlaß zu dem Gutachten Altensteins vom 20. Juli 1806, zum erstenmal veröffentlicht von Germann S. 20 bis 41. Ehe Hardenberg zu der Sache Stellung nehmen konnte, brach der Krieg aus.

[2]) Geheimes Staatsarchiv.

[3]) Die Mitteilung davon nach Erlangen ist abgedruckt bei Germann.

Monarchie knüpfte, eine zusammenhängende Betrachtung verdienten, so ist jetzt ein Eingehen auf die oben genannten Vorlesungen über die „Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters" nötig, weil Fichtes Reden an die deutsche Nation daran anknüpfen.

Um den Ton, den Fichte in jenen Vorlesungen anschlägt, richtig zu deuten,[1]) muß man die furchtbaren Enttäuschungen bedenken, die hinter ihm lagen, und sich anderseits erinnern, daß die oben dargestellte Berufung Fichtes nach Erlangen mit ihren wohltätigen Folgen für Fichtes Arbeitsdrang noch nicht erfolgt oder auch nur zu erwarten war. Von den ehemaligen Kampfgenossen auf dem Felde der Philosophie, jungen wie alten, sah sich Fichte längst verlassen. Kant (gestorben 1804), in dem Fichte seinen Herrn und Meister verehrte, hatte sich, als Fichte während des Sommers 1799 in Berlin in banger Sorge um die Zukunft der Entscheidung des Königs harrte, in einer gehässigen Erklärung vor aller Welt von ihm und seiner

---

[1]) die unleugbaren Schwächen in Fichtes Beweisführung hat schon Schleiermacher in seiner Besprechung in der Jenaer Literaturzeitung (11.—23. Januar 1807) hervorgehoben. Dilthey, Leben Schleiermachers in Briefen, Band 4, S. 624 bis 646. Wenn Fichte einmal im Hinblick auf Schelling mit Recht gesagt hat: „es gibt keine Naturphilosophie," so könnte man ihm hier zurufen: „es gibt keinen a priori zu erfassenden Weltplan und keine Geschichtsphilosophie." Seitdem ein Ranke in der Vorrede zu seinem ersten Werk vom Jahr 1824 (Geschichten der romanischen und germanischen Völker von 1494—1514) erklärt hat, er wolle nicht richten und belehren, sondern „bloß zeigen, wie es eigentlich gewesen", darf man die Geschichte nicht mehr zu einem Tummelplatz philosophischer Konstruktionen benutzen. Fichte selbst ist durch Leben und Studium über den Standpunkt von 1804 hinausgekommen.

Philosophie förmlich losgesagt (in einer Zuschrift an die Jenaer Allgemeine Literaturzeitung vom 7. August 1799), Reinhold (gestorben 1823), den Fichte einst in der Zeit seiner schwersten Bedrängnis seinen einzigen Freund genannt (Brief vom 3. Mai 1799) und mit dem brüderlichen Du an sich gezogen hatte (Brief vom 22. Mai), lieferte ihm den schmerzlichen Beweis, daß er seine Wissenschaftslehre nicht verstanden habe (ihr Briefwechsel endet mit Fichtes Brief vom 15. September 1800), und Schelling (gestorben 1854), Fichtes Schüler in Jena und von ihm selbst aufs wärmste empfohlen,[1]) ging bald seine eignen Wege und kehrte zur Naturphilosophie zurück, sodaß sich Fichte um den Lohn seiner Lebensarbeit gebracht glaubte.

Das waren die einstigen Gönner und Freunde, die Feinde aber waren die alten geblieben und hatten sich noch nicht zu Fichte bekehrt, Nicolai (gestorben 1811) und die andern Spötter an der Spitze der Berliner Aufklärung, die Fichte in der Appellation von 1799 als die wahren Gottesleugner gegeißelt hatte (5, 220), und denen er sich jetzt in ihrem eignen Lager gegenübergestellt sah.[2]) Hier in Berlin hatte Fichte in einer besondern Schrift, „Friedrich Nicolais Leben und sonderbare Meinungen. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte des vergangenen und zur Pädagogik des angehenden Jahrhunderts,“[3]) fürchterliche

[1]) Geheimrat Voigt an Hufeland in dem Brief vom 16. Juli 1798 bei Diezmann, aus Weimars Glanzzeit, S. 72.

[2]) Brief an Schiller vom 20. Juli 1803.

[3]) Fichte hatte sie verfaßt und zur Unterhaltung unter seinen Bekannten im Manuskript zirkulieren lassen. Er hatte nicht die Absicht, sie zu drucken, durfte auch nicht die Erlaubnis dazu vom Zensor erwarten. Sie war aber August Wilhelm Schlegel in die Hände ge-

Abrechnung mit dem geschwätzigen alten Herrn gehalten,[1]) den vor einigen Jahren schon Schiller und Goethe in den Xenien arg zerzaust hatten. Aber Nicolai, der seit 1799 der Akademie als außerordentliches Mitglied angehörte, wurde am 25. Oktober 1804 zum ordentlichen Mitglied gewählt und erklärte sich, als Fichtes Aufnahme beantragt wurde, da er dessen maßlose Ausfälle nicht vergessen konnte, in einem umfangreichen Votum (Harnack S. 549) dagegen. Die Folge war, daß Fichte bei der Abstimmung am 28. März 1805, wie oben angegeben ist, unterlag. Schon in dem Brief an A. von Wolzogen vom 3. September 1804 (II 401) spricht Fichte von dem Widerstand, den er von Nicolai zu erwarten habe.

In eben diesen Winter 1804/05 fallen die Vorträge, in denen Fichte mit seinen Zeitgenossen ins Gericht ging. Ein einsamer, verkannter, von bösen Ahnungen erfüllter Warner und Mahner gießt hier, lodernde Glut im Herzen, die Schale heiligen Zornes aus über das feige Geschlecht, das über vielem Reden und Schreiben und endlosem Lesen[2]) das Handeln verlernt habe. In Leugnung des Übersinnlichen habe man die Erfahrung zum Abgott erhoben, an Stelle der untrüglichen Vernunft den platteſten Verstand

---

kommen, und dieser, der sich durch keine Rücksicht gebunden fühlte, gab sie 1801 bei Cotta in Tübingen heraus. Vgl. die Jugenderinnerungen von Gustav Parthey, dem Enkel Nicolais. Berlin 1871. 1. Band S. 40—43.

[1]) in Ausdrücken, daß Harnack (S. 541) davon sagt: „Seit Luther und Hutten die Römlinge an den Prager gestellt hatten, war so in deutscher Sprache nicht mehr geschrieben worden“

[2]) 7, 85—96. Noch in der 9. Rede bemängelt er an Pestalozzi die Überschätzung des Lesens und Schreibens.

zum höchſten Richter über alle menſchlichen Fragen eingeſetzt.[1]) Daher die tödliche Feindſchaft gegen jeden, der noch Ideen im Kopfe trage. Aber was wäre das Leben ohne Ideen? „Wer Ideen mitzuteilen hat, redet nicht ſelber, ſondern die Idee redet in ihm mit aller ihr beiwohnenden Kraft; und nur das iſt ein guter Vortrag, wo nicht der Vortragende die Sache vortragen will, ſondern die Sache ſich ſelber ausſpricht durch den Vortragenden.[2]) Daß es wenigſtens ehemals dergleichen Vorträge gegeben habe, beweiſen die noch bis jetzt übrigen Schriften des klaſſiſchen Altertums — deren Studium das dritte Zeitalter, wo es konſequent iſt, freilich abzuſchaffen und das Erlernen ihrer Sprachen aus der Mode zu bringen ſuchen wird, damit es in ſeinen Produkten allein gelte und die Ehre habe (7, 74).“[3])

[1]) Die einſeitige Herrſchaft des Verſtandes, die zur Gottesleugnung führe, im Gegenſatz zur Vernunft, der Quelle aller Wahrheit, wird in der 6. Rede als etwas Undeutſches hingeſtellt.

[2]) Unübertrefflich ſchön hat Ranke die innige Sehnſucht nach einer ſolchen Darſtellung ausgeſprochen, indem er angeſichts der Aufgabe, die gewaltigen Kämpfe zwiſchen Krone und Parlament zu ſchildern, die England im 17. Jahrhundert erfüllten, in das Bekenntnis ausbricht: „Ich wünſchte mein Selbſt gleichſam auszulöſchen und nur die Dinge reden, die mächtigen Kräfte erſcheinen zu laſſen, die im Lauf der Jahrhunderte erſtarkt, nunmehr in einen Kampf gerieten, der für die wichtigſten Fragen der europäiſchen Welt eine Entſcheidung in ſich trug.“ (15, 103. Engl. G.)

[3]) In den Beiträgen von 1793 lehnt Fichte (S. 147) den Gedanken ab, daß niemand ſeinen Lehrern Dank ſchuldig ſei, weil ſie ſich ſelbſt im günſtigſten Falle nur dem Staat bezahlt machten, und ruft aus: „Nein, Geiſter der Vorwelt, deren Schatten mich unſichtbar umſchweben, Griechen und Römer, an deren noch fortlebenden Schriften mein Geiſt ſich zuerſt verſuchte; die ihr dieſe Kühnheit, dieſe Verachtung der Liſt, der Gefahr und des Todes, dieſes Gefühl für alles, was ſtark und groß iſt, unmerklich in meine Seele hauchtet — und ihr

Aber bei der Verneinung bleibt Fichte auch hier nicht stehen; in dem heißen Bemühen zu helfen und zu bessern und gegenüber der Verbildung und Entartung eine Ahnung des höhern Lebens zu wecken, hält er einmal in der Schilderung der Verderbtheit inne und läßt seine Gemeinde einen Blick in die Welt der Ideale tun, die er als seine wahre Heimat betrachtete. „Es gibt nur eine Tugend, die — sich selber zu vergessen, und nur ein Laster, das — an sich selbst zu denken," solche Worte, die sich unvergeßlich einprägen und damals gesagt werden mußten,[1]) kamen doch auch von seinen Lippen (35). „Alles Große und Gute, über welchem unsre Zeit steht und da ist, ist lediglich dadurch wirklich geworden, daß edle und kräftige Menschen allen Lebensgenuß für Ideen aufgeopfert haben, und wir selber mit allem, was wir sind, sind das Resultat der Aufopferung früherer Generationen" (41). Diese Tatsache wird den Hörern wiederholt in die Erinnerung zurückgerufen, und zum Schluß wird der Gedanke, daß alles nur in dem Ganzen lebt, durch diesen Satz bekräftigt: „So ist es; unter dieser heiligen Gesetzgebung, willig oder unwillig, gefragt oder nicht gefragt, stehen wir alle; und es ist nur ein schwerer Fiebertraum, der die Stirn des Egoisten um-

---

andern zum Teil noch lebenden Lehrer, euch möchte ich danken und euch sagen: ihr seid meine Väter, Teile von eurem Geist sind in den meinigen übergegangen."

[1]) „In Deutschland herrschte nicht ein Schatten von Einheit und Gemeingeist. Jeder sorgte für sich, wie er mochte und so gut als er es verstand, fast alle nur um das gegenwärtige Bedürfnis, für die nächste Sicherheit," so schildert Hardenberg in seinen Memoiren (1, S. 35) den Zustand beim Antritt seines neuen Amtes im April 1804. Im Jahr 1805 entstand der Anfang von Arndts „Geist der Zeit".

zieht, wenn er glaubt, daß er für sich allein zu leben vermöge (63). Er schließt die gesamte Betrachtung mit dem Ausdruck der Zuversicht, daß der gegenwärtige Zustand vorübergehen und eine Erneuerung des religiösen Lebens anbrechen werde. Begeisterte Männer würden aufstehen und dem Zeitalter geben, was ihm not tue (238).

In den Betrachtungen über den Staat, die dem Schlußabschnitt, dem Hinweis auf die Religion, vorangehen, steht der Satz: „Darin besteht eines jeglichen Bestimmung und Wert, daß er mit allem, was er ist, hat und vermag, sich an den Dienst der Gattung, d. h. an den Dienst des Staates setze (225)." Wenn der Grad der Hingabe an den Staat den einzigen Wertunterschied unter seinen Dienern macht, darf niemand auf seinen Stand pochen. Wird es aber möglich sein, Adel und Bürgertum zu ersprießlichem Zusammenwirken mit einander zu versöhnen? Die Fähigkeit, die beiden entfremdeten Teile zu vereinen, traut Fichte der Wissenschaft zu (222). Sie wird die Gleichheit im Höhern werden, vor der die Unterschiede im Geringern verschwinden. Dies sagt Fichte in der 15. Vorlesung (223).

Fichte mochte damals nicht ahnen, daß dieser Gedanke schon so bald ein Hebel zur Steigerung der nationalen Kraft werden würde. In der Vorschrift über die Ergänzung des Offizierskorps vom 6. August 1808 stehen wie mit ehernem Griffel geschrieben die Sätze: „Einen Anspruch auf Offizierstellen sollen von nun an in Friedenszeiten Kenntnisse und Bildung gewähren, in Kriegszeiten ausgezeichnete Tapferkeit und Überblick. Aus der ganzen Nation können daher alle Individuen, die diese Eigenschaften

besitzen, auf die höchsten Ehrenstellen im Militär Anspruch machen. Aller bisher stattgehabte Vorzug des Standes hört beim Militär ganz auf, und jeder ohne Rücksicht auf seine Herkunft hat gleiche Pflichten und gleiche Rechte." [1])

Das ist das Erschütternde, daß Fichte, von dem Gefühl des Gegensatzes zu seiner Zeit fortgerissen, den Maßstab für ihre Beurteilung verliert und überall nur das Trennende sieht. Er sagt, zwar allgemein in der Form, aber doch mit unverkennbarer Beziehung auf Preußen, und für dieses nur allzu wahr: „Wer nicht vorwärts schreitet, kommt zurück und kommt immer mehr zurück, bis er seine politische Selbständigkeit verliert" (211). Aber indem Fichte daran die Frage knüpft, was der Bürger tun solle, wenn der Staat durch seine Fehlgriffe der Strafe des endlichen Untergangs verfalle, erwacht für einen Augenblick noch einmal in ihm der alte Unmut und himmelstürmende Trotz, der über den Staat hinwegsieht, und er fährt so fort: „Ich frage zurück: welches ist denn das Vaterland des wahrhaft ausgebildeten christlichen Europäers? Im allgemeinen ist es Europa, insbesondere ist es in jedem Zeitalter derjenige Staat in Europa, der auf der Höhe der Kultur steht." [2]) Und er schließt mit dem Ausruf: „Mögen dann doch die Erdgebornen, welche in der Erdscholle, dem Fluß, dem Berg ihr Vaterland erkennen, Bürger des gesunkenen Staates bleiben; sie behalten, was sie wollen und

[1]) (Scherbening) Die Reorganisation der preußischen Armee nach dem Tilsiter Frieden. Redigiert von der historischen Abteilung des Generalstabes. Berlin 1862. Mittler u. Sohn. I S. 366. Der Entwurf dieser denkwürdigen Vorschrift stammt von dem Major v. Grolman, der damals 30 Jahre alt und erst seit kurzem befördert war.

was sie beglückt: der sonnenverwandte Geist wird unwiderstehlich angezogen werden und hin sich wenden, wo Licht ist und Recht. Und in diesem Weltbürgersinne können wir uns denn über die Handlungen und Schicksale der Staaten vollkommen beruhigen, für uns selbst und für unsre Nachkommen, bis an das Ende der Tage." So hatte die vorhergehende 14. Rede geschlossen.[1])

Man meint, noch einmal den heimatlosen Fichte von 1793 reden zu hören, der in den Beiträgen von dem Überdruß der Völker an den Kriegen ehrgeiziger Fürsten geredet und daran die Frage an die Fürsten geknüpft hatte: „Glaubt ihr, daß dem deutschen Künstler und Landmann sehr viel daran liege, daß der lothringische oder elsassische Künstler und Landmann seine Stadt und sein Dorf in den geographischen Lehrbüchern hinfüro in dem Kapitel vom deutschen Reich finde, und daß er Grabstichel und Ackergerät wegwerfen werde, um es dahin zu bringen?" (6, 95).

Aber wenn je ein Mensch einen eignen Ausspruch selbst durch die Tat widerlegt hat, so geschah es in diesem Falle. Als es in Preußen wirklich mit dem Krieg Ernst wurde, war Fichte keinen Augenblick zweifelhaft, was er zu tun habe. Ranke sagt einmal (11, 123. Fr. G.): „Für die historische Anschauung ist es immer erfreulich, große Stellungen mit Entschiedenheit ergriffen, in reinem Umriß vor das Auge treten zu sehen." Solch ein Urteil dürfte man auch auf Fichte anwenden. Es ist im Anfang angegeben worden, daß sich Fichte, der inzwischen eine Anstellung

[1]) Der Ausdruck „bis an das Ende der Tage" ist übrigens eine Schlußwendung, die Fichte öfter gebraucht, so in der folgenden Rede gleich 2 mal (214, 225).

in Erlangen gefunden hatte, bei Ausbruch des Krieges dem König zur Verfügung stellte, und diesem Anfang entsprach sein weiteres Verhalten.

Am Abend des 17. Oktober war die Nachricht von der Niederlage am 14. bei den Behörden in Berlin eingetroffen (I 367), und in der Frühe des andern Morgens erfuhr Fichte das Unglück von seinem Freund Hufeland, bei dem er noch am Abend vorher zu Gast gewesen war; hier hatten noch einmal die Gläser auf das Glück der preußischen Waffen geklungen. Noch an demselben Tage, am 18. Oktober, reisten Fichte und Hufeland gleich andern Patrioten von Berlin ab, um nicht in die französische Knechtschaft zu geraten. Von Stargard aus, wo er am 21. eintraf,[1]) richtete er den ersten Brief an seine Gattin, die, jetzt wieder von ihm getrennt, mit dem zehnjährigen Sohn zurückgeblieben war.[2]) „Ich habe," so schreibt er aus Stargard, „beschlossen, hier eine zweite Schlacht abzuwarten. Siegen wir, so kehre ich zurück; werden wir abermals geschlagen, so gehe ich ohne weiteres nach Königsberg." Die zweite Schlacht, die Fichte erwartet hatte, blieb aus, und im Winter 1806/07 hielt Fichte in Königsberg in Verwaltung einer ihm einstweilig übertragenen Professur Vorlesungen. Aber auch in Königsberg war seines Bleibens nicht. Am 13. Juni 1807, drei Tage vor dem Einmarsch der Franzosen, die am 14. bei Friedland siegten, flüchtete Fichte

---

[1]) hier traf Fichte einen Erlanger Kollegen. Über sein Quartier schreibt er, es sei kalt und zugig (I 383/84).

[2]) Fichtes Freund Bernhardi, damals Professor am Friedrichswerderschen Gymnasium (II 493), unterrichtete den Sohn während der Abwesenheit des Vaters im Griechischen (I 383).

auf dem Reitpferd des ihm bekannt gewordenen Konsistorialrats Nicolovius[1]) auf dessen Gut nahe der Küste und traf am 15. Juni in Memel ein; ein flacher Kahn hatte ihn in 24 Stunden über das Kurische Haff getragen. In Memel wurde Fichte durch widrigen Wind bis zum 1. Juli festgehalten; an diesem Tage konnte das Schiff endlich auslaufen. Aber es brauchte bei dem stürmischen Wetter zur Fahrt nach Dänemark acht Tage, erst am 9. Juli, dem Tage des Friedensschlusses, konnte Fichte bei Helsingör ans Land steigen.[2]) Trotzdem er eine beschwerliche Seereise hinter sich hatte, reiste er noch an demselben Tage bis in die Nacht hinein nach dem sechs Meilen entfernten Kopenhagen. Von hier kehrte er, den englischen Kreuzern, die damals zum Bombardement von Kopenhagen schritten (1.—5. September 1807), nur mit Mühe auf einem kleinen Boot entkommend, gegen Ende des August 1807 zu seiner Familie nach Berlin zurück.

---

[1]) Nicolovius, im Dezember 1808 als Staatsrat ins Ministerium des Innern berufen und der Zentralbehörde für das Unterrichtswesen überwiesen, war ein persönlicher Verehrer Pestalozzis und ist als Mitarbeiter Wilhelms v. Humboldt im Jahr 1809 im Verein mit dem Staatsrat Süvern, einem hervorragenden Schulmann und ehemaligen Schüler Fichtes in Jena (I 312) an leitender Stelle die treibende Kraft dafür gewesen, daß die Pestalozzische Methode in Preußen eingeführt wurde (1809). Vgl. darüber die aktenmäßige Darstellung bei Bruno Gebhardt (Berlin 1896) und die Artikel „Nicolovius“ und „Süvern“ (beide von Dilthey) in der Allgemeinen Deutschen Biographie. Vgl. auch Varrentrapp, Histor. Zeitschr. 1898, Bd. 81 über Süvern.

[2]) Er war von der Seekrankheit verschont geblieben, hatte sich aber eine starke Erkältung zugezogen, die ihn in Kopenhagen aufs Bett warf (I 392).

Fichte hatte durch die lange Abwesenheit von Berlin eine Einbuße an Gesundheit, Zeit und Geld erlitten, er hatte seiner Frau, die in beständiger Ungewißheit über die nächste Zukunft lebte, die schwersten Sorgen bereitet, die sie trotz alles Wehrens dagegen so krank machten, daß sie einmal meinte, sie werde ihren Sohn unter fremden Leuten zurücklassen müssen,[1]) harte Opfer hatte er sich und den Seinen fast ein Jahr lang auferlegt, aber seine Unabhängigkeit hatte er sich bewahrt. Fünf preußische Minister, darunter auch Fichtes Gegner v. Massow, waren bei der Flucht des Königs in Berlin zurückgeblieben; sie hatten sämtlich am 9. November im Berliner Schloß dem Eroberer den Eid geleistet.[2]) Fichte war sich über seine Pflichten gegen Preußen ganz klar; noch als er das Königreich verließ, um nach Kopenhagen zu fahren, hatte er förmlich Urlaub genommen.[3]) Er hätte es nicht über sich vermocht, dem Feinde seine Aufwartung zu machen. Am 4. Mai 1807 schreibt er seiner Frau im Hinblick auf den Empfang des Historikers Johannes v. Müller und Alexanders v. Humboldt:[4]) „Ich beneide sie nicht, sondern freue mich, daß mir die schmachvolle Ehre nicht zuteil geworden wie ihnen; auch daß ich frei geatmet, geredet, gedacht habe und meinen Nacken nie unter das Joch des Treibers gebogen.[5])

---

[1]) ihr Brief an Fichtes Vater in Rammenau vom 13. Februar 1807 bei Weinhold S. 86.

[2]) v. Bassewitz, Die Kurmark Brandenburg von Oktober 1806 bis Ende 1808 (1851 anonym erschienen) 1, S. 112—114. Sie wurden am 26. August 1807 vom König entlassen (447).

[3]) I 385. 390.

[4]) Bassewitz I 149.

[5]) I 390.

In dieſem Punkt war Fichte das gerade Gegenſtück zu Goethe, der Napoleon rein äſthetiſch auf ſich wirken ließ und ihm auf dem Erfurter Fürſtenkongreß am 2. Oktober 1808 „mit heiterm Geſicht zuhörte und mit einem vergnügten Lächeln antwortete.“ [1]) Allen Anfechtungen zum Trotz — und die hat Fichte mehr als einmal und auf das lebhafteſte empfunden — war Fichte ſeinem Vorſatz treu geblieben, Berlin erſt nach dem Friedensſchluß wieder zu betreten.

Fichte hatte es als ſicher vorausgeſetzt, daß dem Abſchluß des Friedens die Räumung Berlins durch die Franzoſen auf dem Fuße folgen werde. Er hatte ſich ſchon Ende Juli in Kopenhagen dazu fertig gemacht, auf dem kürzeſten Wege heimzukehren, als er hörte, Berlin ſolle nicht am 1. Auguſt 1807, wie es erſt geheißen hatte, ſondern früheſtens am 1. Oktober geräumt werden.[2]) Dies hatte ihn beſtimmt, die längſt herbeigeſehnte Abreiſe wieder aufzuſchieben (I 397), und erſt als ein neuer Brief von ſeiner Gattin eintraf, in dem ſie ihn beſchwor, nicht länger zu warten, hatte er ſeinen Entſchluß geändert. Das war das einzige Zugeſtändnis, das er ſich in dieſer Sache machte. Er ſchreibt in dem letzten Brief an ſeine Gattin (aus Kopenhagen vom 1. Auguſt 1807): „Mein Hauptgrund, Berlin bis zum Abgang der Gäſte zu meiden, war, um dem Andrängen, dem Ausforſchen, dem Eintrichtern ihrer

[1]) Paralipomena zu den Annalen Nr. 10. vgl. Andreas Fiſcher, Goethe und Napoleon. Frauenfeld 1900. Eine neue Prüfung der geſamten Zeugniſſe über die Erfurter Begegnung verſpricht S. Koltermann zum Schluß der Programmabhandlung: Goethe und Napoleon. Eine kritiſche Studie. Schneidemühl 1905.

[2]) I 395.

ſuperiören Begriffe und Pläne, das ſie notoriſch gegen Männer von einigem Ruf beobachten, zu entgehen.“ Jetzt wollte er den Elſäſſer Harbaur, der ſich als Student an ihn in Jena angeſchloſſen hatte (I 215, 312) und jetzt Privatſekretär des franzöſiſchen Gouverneurs General Clarke war (I 373),[1]) um keinen Preis wiederſehen. „Daß dieſer ſich ja nicht einfallen laſſe, mir hohe Bekanntſchaften verſchaffen zu wollen. Sobald ein Wink ſolcher Art erfolgt, reiſe ich ſogleich wieder ab.“

Bekanntlich haben die Franzoſen Berlin auch am 1. Oktober 1807 nicht geräumt, ſondern erſt viel ſpäter, am 3. Dezember 1808,[2]) und da Fichte nicht ſo lange warten wollte, iſt es zu dem denkwürdigen Vorgang gekommen, daß er ſeine Reden unter den Augen des Feindes und vor ſeinen Ohren hielt. Anderſeits muß man aber bedenken, daß Fichte, ſollten ſeine Reden überhaupt zu Ende geführt werden, auf volle Redefreiheit keinen Anſpruch machen und das Letzte gegen Napoleon nicht immer ſagen durfte. Manchmal durfte er nur andeuten oder umſchreiben, und ſo konnte die Vorſtellung aufkommen, ſeine Reden ſeien zwar ſchön, aber ihr Inhalt ſei dunkel. Einen ſchlimmeren Vorwurf kann man gegen Fichte, der einmal geſchrieben hat: „Bei mir geht die Bewegung des Herzens nur aus vollkommner Klarheit hervor,“ [3]) nicht erheben.

Fichte war ſeit ſeiner Anſtellung in Erlangen preußiſcher Staatsdiener und hatte mit dem Königshaus und dem

---

[1]) vgl. Lichtſtrahlen 98.

[2]) vgl. Hermann Granier, Die Franzoſen in Berlin 1806—1808, im Hohenzollern-Jahrbuch 9. 1905.

[3]) an ſeine Frau vom 5. November 1799.

preußiſchen Volk von den Franzoſen gelitten, aber die innerliche Abkehr von den Franzoſen hatte er ſchon vor dem Kriege vollzogen. „Iſt es wahr," ſo redet er in einer Aufzeichnung vom Jahr 1806 — erſt nach ſeinem Tode gedruckt —, den „Namenloſen", d. h. Napoleon, an, „daß die Franzoſen dich erwählt haben,[1]) ſo mögen ſie es tragen. Aber wie kommen wir andern Europäer, die dich nicht erwählt haben, dazu, deine Anmaßungen ertragen zu ſollen?"[2]) Noch 1813 kommt er darauf zurück, daß er, ausgerüſtet mit den beiden Grundkräften menſchlicher Größe, der ruhigen Klarheit und dem feſten Willen, indem er 1804 nach der Kaiſerkrone griff, die Franzoſen — er, der kein Franzoſe war — „liſtig und lauernd um ihre Freiheit betrogen" habe. Dieſe Tat, durch die ganz Europa ins Unglück geſtürzt wurde, richte ihn mehr als die frevle Ermordung eines einzelnen, die nur das Vorſpiel war, als „des Prinzen Enghien blutiger Leichnam".[3])

Um den Kampf mit einem ſolchen Feind aufnehmen zu können, bedurfte es für Fichte noch andrer Waffen als der Philoſophie.

Von den Arbeiten Fichtes aus der Königsberger Zeit bezeichnet die Ehrenrettung Macchiavellis[4]) den erſten Schritt auf dem Wege, der unmittelbar zu den Reden führt. Er beſchwört den Schatten des großen Florentiniſchen Staatsmanns herauf, der ſich die Kraft zugetraut

[1]) 1804.

[2]) 7, 514.

[3]) 4, 424—30.

[4]) zuerſt abgedruckt in dem erſten Bande der Zeitſchrift „Veſta", die der Miniſter Freiherr v. Schrötter und Max v. Schenkendorf, herausgegeben, dann in Fouqués „Muſen".

hatte, aus ſeinem Wort einen Einiger und Befreier der Nation zu erwecken. „Machiavelli ruht ganz auf dem wirklichen Leben und dem Bilde desſelben, der Geſchichte," ſo beginnt der Aufſatz.[1]) Und bei dieſem ausgeſprochnen Verſtandesmenſchen, der nur das Erreichbare wollte und von Vernunftſtaat und Naturrecht[2]) nichts wußte, geht der Verkünder der reinen Wiſſenſchaft jetzt in die Schule. Von der Moral, die Machiavelli bei ſeinem Fürſten vorausſetzt,[3]) unterſcheidet Fichte Machiavellis eignes Weſen; eine Schriftſtellertugend, die gerade jetzt not tue, könne man von ihm lernen, rückhaltloſe Ehrlichkeit. An dem Studium Machiavellis[4]) geht Fichte der Sinn der Geſchichte auf, die er früher, alle Erfahrung aus ſeiner Gedankenwelt ausſchaltend, als „Sachkunde" ſo gering geſchätzt hatte.[5]) „Von jeher," ſchreibt Fichte jetzt, „haben ſich alle Veränderungen in den Verhältniſſen der Völker auf die Veränderung der Führung des Krieges nnd die der Waffen gegründet" (417), und er verſchmäht es jetzt nicht, bei den Männern vom Fach anzufragen, was von den Anſichten Machiavellis (in den Büchern von der Kriegskunſt) über den Kampf der Infanterie, die er über alle andern Waffen

---

[1]) N. 3, 404.

[2]) „Grundlage des Naturrechts" war 1796 von Fichte erſchienen.

[3]) doch vgl. auch darüber Ranke 34, 173/74.

[4]) ſchon Herder hatte Machiavelli richtig beurteilt, in den „Briefen zur Beförderung der Humanität" 1795 (16, 321—23).

[5]) in den Beiträgen 6, 49. 68. Auch von Fichte gilt, was Ranke einmal ſagt (16, 336. Engl. Geſch.): „Das Weſen eines Menſchen erſcheint nicht auf einmal: erſt in den verſchiedenen Phaſen des Lebens entwickelt ſich das Selbſt und treten die Eigenſchaften hervor, die ſeine Natur ausmachen."

ſtellt, gegen Artillerie zu halten ſei.[1]) In der Rezenſion der Schrift Kants „Zum ewigen Frieden“ vom Jahr 1795, dem Jahr des Baſeler Friedens, hatte Fichte den Satz verfochten, der ewige Friede ſei doch wohl noch etwas mehr als ein ſchöner Traum; jetzt, wo das preußiſche Volk erſt durch einen neuen Krieg hindurchmuß, um wieder frei zu werden, ſteht es für Fichte feſt, „daß die Kriegsübung nicht ausgehen darf, wenn die Menſchheit nicht erſchlaffen und für den ſpäterhin doch wieder möglichen Krieg verderben ſoll (426).“[2]) Allerdings hat auch der Krieg ſelbſt ſeine Bedeutung geändert; er wird fortan eine gemeinſame Angelegenheit von Fürſt und Volk ſein. Die Kluft zwiſchen beiden iſt geſchwunden. „Die Völker ſind ja nicht ein Eigentum des Fürſten, der Fürſt gehört ſeiner Nation eben ſo an als ſie ihm angehört.[3]) Für ihn iſt das höchſte

[1]) Wirklich erlebte Fichte die Freude, daß ein ungenannter Militär, der offenbar den Anſchauungen Scharnhorſts und Gneiſenaus ſehr nahe ſtand, auf Fichtes Frage einging und dabei an der Hand Macchiavellis, den er früher geleſen hatte, ſeine Anſichten über die Erforderniſſe des künftigen Krieges mitteilte (Schreiben aus Königsberg vom 11. Januar 1809. II 575—81).

[2]) Moltkes berühmter Ausſpruch lautet (in dem Brief an Profeſſor Bluntſchli vom 11. Dezember 1880): „Der ewige Friede iſt ein Traum, und nicht einmal ein ſchöner, und der Krieg ein Glied in Gottes Weltordnung. In ihm entfalten ſich die edelſten Tugenden des Menſchen, Mut und Entſagung, Pflichttreue und Opferwilligkeit mit Einſetzung des Lebens. Ohne den Krieg würde die Welt im Materialismus verſumpfen.“ Moltkes Geſammelte Schriften 5, 194. Berlin 1892.

[3]) Herder hatte ſchon geſagt: „Zum Volk gehört der König ſowohl als der Bauer; jeder auf ſeiner Stelle, in dem ihm beſtimmten Kreiſe“ (18, 308). In der Denkſchrift vom Februar 1812 ſagt der Oberſtleutnant v. Clauſewitz: „Der müßte wohl blind ſein, der den Unterſchied der Kriege in alter und in neuer Zeit nicht erkennen könnte.

Gebot die Macht des Staates; für ihn ist der Satz bestimmt: Salus et decus populi suprema lex esto!“ [1])

Dazu bemerkt Fichte zusammenfassend: „Diese ernstere und kräftigere Ansicht der Regierungskunst tut es, unsers Erachtens, Not bei unserm Zeitalter zu erneuern. Die Zeitphilosophie (gemeint ist die Aufklärung) war in der letzten Hälfte des abgelaufenen Jahrhunderts gar flach, kränklich und armselig geworden, darbietend als ihr höchstes Gut eine gewisse Humanität, Liberalität und Popularität,[2]) flehend, daß man nur gut sein möge und dann auch alles gut sein lassen, überall empfehlend die goldne Mittelstraße, d. h. die Verschmelzung aller Gegensätze zu einem dumpfen Chaos, Feind jedes Ernstes, jeder Konsequenz, jedes Enthusiasmus, jedes großen Gedankens und Entschlusses und überhaupt jedweder Erscheinung, die über die lange und breite Oberfläche ein Weniges hervorragte, ganz besonders

---

Der Krieg der jetzigen Zeit ist ein Krieg aller gegen alle. Nicht der König bekriegt den König, nicht eine Armee die andre, sondern ein Volk das andre, und im Volk sind König und Heer enthalten. — Diesen Charakter wird der König schwerlich wieder verändern, und es wäre wahrlich nicht zu wünschen, daß das alte blutige und doch oft langweilige Schachspiel des Soldatenkampfes je wieder zurückkehrte.“ (Pertz, Leben Gneisenaus, 3, 675.) Vgl. Fichte, siebente Rede (366).

[1]) 426—27.

[2]) diese „drei berüchtigten Worte“ (7, 321) führt Fichte in der vierten Rede als Beispiele dafür an, daß mit dem fremden Wort leicht etwas Undeutsches, Unklares, Verwirrendes in die Köpfe der Deutschen komme; sie bedeuteten offenbar nicht „Menschenfreundlichkeit, Leutseligkeit, Edelmut“ (324), sondern seien ein Deckmantel für Schlaffheit und würdeloses Betragen (271). Vgl. den Ausspruch Steins in den Denkwürdigkeiten: „Ungebundenheit und Frechheit in den Meinungen hielt man für Liberalität, Geistesfreiheit, Aufklärung“. (Max Lehmann, Stein, 2, 538.)

aber verliebt in den ewigen Frieden. Sie hat ihren entnervenden Einfluß recht merklich auch an die Höfe und in die Kabinette verbreitet."

In einem zweiten Abschnitt teilt Fichte Stellen aus Machiavellis Schriften in eigner Übersetzung[1]) mit. Daß es Fichte darauf ankommt, den Geist des Widerstandes gegen den fremden Eroberer zu wecken, zeigt sich schon darin, daß er das Kapitel, das bei Machiavelli das letzte (26.) ist, den Aufruf an Lorenzo von Medici, Italien von den Barbaren zu befreien, an die Spitze stellt. Er springt dann nach einem Auszug aus dem dritten Kapitel, über die Angriffspolitik der Römer, auf das vierzehnte[2]) über, das mit den Worten beginnt: „Es habe der Fürst kein andres Augenmerk noch einen andern Gedanken, noch halte er irgend ein andres Ding für ein ihm ganz eigentümlich zukommendes Handwerk außer dem Kriegswesen."

In der Betrachtung zu dem 25. Kapitel: Über das Glück in menschlichen Unternehmungen, hat Fichte das herrliche Wort gesprochen: „Der schönste Glücksstern, der

---

[1]) Italienisch, auch Spanisch und Portugiesisch hatte Fichte in Berlin bei seinem Freund August Zeune gelernt, der damals Lehrer am Gymnasium zum Grauen Kloster war und später der Gründer der Blindenanstalt in Berlin wurde (I 349).

[2]) In dem 12. Kapitel Machiavellis steht der Satz: „Die Erfahrung beweist es, daß Fürsten und Republiken durch eigne Truppen allein Fortschritte machen, und daß Söldnerheere nur Unglück anrichten. Eine Republik, welche sich mit eignen Waffen verteidigt, wird nicht so leicht von einem ihrer Mitbürger unterjocht, als wenn sie ein gedungenes Heer hält. Rom und Sparta sind viele Jahrhunderte lang bewaffnet und frei gewesen." Vgl. v. Treitschke, Politik 2, 382: „Machiavelli hat zuerst in der modernen Zeit die Idee der allgemeinen Volksbewaffnung ausgesprochen."

einem Helden ins Leben leuchten kann, ist der Glaube, daß kein Unglück sei, und daß jede Gefahr durch feste Fassung und durch den Mut, der nichts, und, wenn es gilt, auch das eigne Leben nicht schont, besiegt werde. Gehe ein solcher sogar unter in der Gefahr, so bleibt es nur den Zurückgebliebenen, sein Unglück zu beklagen, er selbst ist nicht mehr zugegen bei seinem Unglück." Weiter heißt es: „Denke, könnte man dem Menschen zurufen, daß du nichts durch dich selbst seiest und alles durch Gott, damit du edel und stark werdest in diesem Gedanken; aber wirke, als wenn kein Gott sei, der dir helfen werde, sondern du alles allein tun müsseſt." Und überwältigend groß ist der Schlußsatz: „Je träger, verträumter einzelne oder auch ganze Zeitalter waren, desto fester glaubten sie an Unglück und an ein dunkles Verhängnis, gleichsam um die Schuld ihrer heimlich gefühlten Untauglichkeit dadurch von sich selbst abzulehnen; je kräftiger dagegen einzelne oder ganze Zeitalter in sich selbst waren, desto mehr glaubten sie an das überwiegende Vermögen tüchtiger Menschen und hielten dafür, daß nichts unerreichbar sei dem unerschütterlichen Willen." [1])

[1]) Prinz Friedrich Karl, der als Bonner Student (1846) noch dem alten Arndt in die hellen Augen geblickt hatte (Balck S. 2), sagt in dem oben genannten Vortrag vom Jahr 1859: „Eine verlorne Schlacht ist gewiß oft nur eine Schlacht, die man verloren glaubt, an deren folgenden Tagen ein an Seelenkraft stärkerer Feldherr mit einem hierin stärkeren Heer, statt sich zurückzuziehen und sich geschlagen zu bekennen, Viktoria geschossen und die Geschichte gezwungen hätte, ihn für den Sieger zu halten." (S. 20.) In dem heißen Ringen am 16. August 1870 bestanden die Seelenkräfte, die er in dem Vortrag aufruft, die Prüfung. Balck erzählt (S. 81): Als nach mehreren Jahren an der Tafel des Prinzen einmal im Lauf der Unterhaltung die Rede auf

Indem dann Fichte von Machiavelli weiter zu den Quellen zurückgeht,[1]) gelangt er zu Tacitus, den Napoleon wie einen Lebenden haßte, weil er die Völker gegen die Tyrannei aufreize.[2]) Fichtes Sohn berichtet von seinem Vater (I 427): „Tacitus war, besonders in den Episoden seiner Annalen über Deutschland, fast seine einzige Lektüre, während er die „Reden an die Deutschen" schrieb. Oft sprach er dabei die kräftigsten Stellen laut vor sich hin, die der edle Geschichtschreiber seinem Helden Armin in den Mund legt, und wie neu begeistert wandte er sich dann der eignen Arbeit zu." Als Vorübung zu den Reden sei noch eine Übersetzung jener Bruchstücke des Tacitus von ihm vorhanden.[3])

---

jene bangen Stunden des 16. August kam, da sagte er lebhaft, und sein Auge leuchtete: „Es ist keine Schlacht verloren, solange man nicht das Gefühl hat, besiegt zu sein. Und ich wollte dies Gefühl nicht haben."

[1]) „Starke Geister, einzeln wie sie stehen, über die Menge hervorragend, reichen sich über weite Jahrhunderte hin die Hände." (Ranke 34, 167).

[2]) Vgl. das Gespräch mit Wieland in Weimar am 6. Oktober 1808. Talleyrands Memoiren (Paris 1891) 1,442. Goethe-Jahrbuch 15, S. 21/22.

[3]) Sie wird auch auf der Königlichen Bibliothek aufbewahrt. Es sind aus dem ersten Buch der Annalen die Kapitel 55—72, die den Krieg des Germanikus im Jahr 15 n. Chr. erzählen, den Überfall der Chatten, die Gefangennahme der Thusnelda durch die Römer und die Schilderhebung der Cherusker. Während Fichte seine Konzepte sonst sehr eng und unleserlich geschrieben hat, sind es diesmal große und klare Schriftzüge; die 15 Kapitel füllen allein 89 Quartseiten (S. 51—140). Am Rande stehen vielfach Verbesserungen, z. B. ist in Kap. 56 in der Stelle „iuventus flumen Adranam (Eder) nando tramiserat" das Wort „Jugend" im Text ausgestrichen und dafür „streitbare Mannschaft" gesetzt (S. 54). Am Schluß steht der Vermerk:

Als Fichte in Schulpforte im Herbst 1780 zum letzten Mal vor seinen Lehrern stand, hatte er ihnen in seiner Abschiedsrede das Wort zugerufen: „Si res adversae et tristes mihi instent, quid animum meum sustentabit quam ingenuarum litterarum consolatio et praesidium, quo ut frui possem, Vos benignitate vestra effecistis?“ (S. 79). Was er damals bei seinem Eintritt ins Leben vorausgesagt hatte, erfüllte sich jetzt. Das Wort des Tacitus von den Germanen, sie seien „gesondert, ungemischt und nur sich selber gleich“, wird ihm lebendig; aber wenn Klopstock, der größte Sohn der Schulpforte vor Fichte, dabei stehen geblieben war, diese Vorzüge der deutschen Sprache nachzurühmen, so geht Fichte weiter und erkennt den „Reichtum an mannigfaltiger Uranlage“ den Deutschen auf allen Gebieten des Lebens zu. Das Deutsche ist eine Ursprache, und die Deutschen ein Urvolk.[1])

Indem aber Fichte die Deutschen mit derselben Kraft der Einbildung umfaßt, mit der einst die Germanen vor den ahnungsvoll schauenden Blick des Römers traten, überkommt ihn noch etwas andres, das nur ein Deutscher fühlen konnte. „Leben ist Liebe,“ mit diesem Gedanken hatte Fichte seine Vorträge über das Wesen der Religion vom Sommer 1806 eingeleitet,[1]) und mit der überströmen-

---

„Den 4. Januar 1808 geendigt“. Das war der Montag nach der vierten Rede, in der Fichte die Grundzüge deutschen Wesens aufzuzeigen begann. Ein Sonntag ist in der Zeit vom 13. Dezember bis zum 20. März ausgefallen, im Februar oder März.

[1]) Beginn der siebenten Rede (7, 359). Wieland, Milton, Klopstock nennt Fichte S. 20 seiner Abschiedsrede. Klopstocks Abschiedsrede hatte von Milton gehandelt.

den Liebe seines starken Herzens schuf er jetzt ein Bild von deutscher Art, so hinreißend schön, daß sich selbst widerstrebende Geister gefangen gaben.[2]) Fichte hatte sich einst vermessen, die Philosophie zum Rang einer reinen Wissenschaft, wie es die Mathematik[3]) ist, zu erheben, den Leser zum Verständnis zu „zwingen",[4]) und war darüber von witzigen Leuten ausgelacht worden,[5]) selbst Schiller hatte ihm Härten im Stil vorgeworfen und ihm geschrieben: „In hundert oder zweihundert Jahren, wenn neue Revolutionen über das philosophischen Denken ergangen sind, werden Ihre Schriften zwar zitiert und ihrem Werte nach geschätzt, aber nicht mehr gelesen werden."[6]) Auf Fichtes Reden aber, die selbst von Schillerschem Schwung getragen sind, in denen sich, wie es Schiller von dem echten Kunstwerk forderte, ein Mensch mit allen seinen Kräften „lebend abdrückt", ruht ein unvergänglicher Glanz. Selbst Goethe, der einst an Schlosser geschrieben hatte: „Ich fürchte fast,

---

[1]) Die Anweisung zum seligen Leben oder auch die Religionslehre (5, 401).

[2]) vgl. Heinrich v. Treitschke, Fichte und die nationale Idee, Vortrag von 1862, abgedruckt auch in der Deutschen Bücherei, herausgegeben von Arnold Reimann, Bd. 29, S. 49.

[3]) in der Zeitungsanzeige vom 1. Januar 1804 über seine Vorlesungen (Köpke, Gründung der Königlichen Universität zu Berlin 1860 S. 29).

[4]) die Schrift vom Jahr 1801, in der er einen Vorstoß zugunsten der Wissenschaftslehre unternahm, hatte er so betitelt: „Sonnenklarer Bericht an das größere Publikum über das eigentliche Wesen der neuesten Philosophie. Ein Versuch, den Leser zum Verstehen zu zwingen". 2, 323.

[5]) Goethes Gespräche, herausgegeben von Frhr. v. Biedermann 1, 221.

[6]) II 388.

er ist für sich und die Welt verloren," war jetzt bezwungen. Noch zwanzig Jahre nach den Reden, an seinem 78. Geburtstag, hat er in einem Gespräch zurückblickend ausgerufen: „Wie groß sind die Reden an die deutsche Nation!"[1])

Leibniz hatte einst den Ausspruch getan:[2]) „Ich habe es zu Zeiten unsrer ansehnlichen Hauptsprache[3]) zum Lobe angezogen, daß sie nichts als rechtschaffne Dinge (d. h. Richtiges, Treffendes, Echtes) sage und ungegründete Grillen nicht einmal nenne (d. h. gar keine Worte dafür habe), und die Wiedergeburt der Philosophie hatte er davon erwartet, daß ein reines, unverfälschtes Deutsch die Sprache der Wissenschaft werde.[4]) Schiller preist in dem Entwurf zu dem unvollendet gebliebenen Gedicht „Deutsche Größe" vom Jahr 1801[5]) „das köstliche Gut der deutschen Sprache, die alles ausdrückt, das Tiefste und das Flüchtigste, den Geist, die Seele, die voll Sinn ist. Die Sprache ist der Spiegel einer Nation; wenn wir in diesen Spiegel schauen, so kommt uns ein großes köstliches Bild von uns selbst daraus entgegen. Wir können das jugendlich Griechische

---

[1]) in dem Gespräch mit Dr. Gustav Parthey, dem Enkel Nicolais, am 28. August 1827, abgedruckt bei Biedermann.

[2]) in den Unvorgreiflichen Gedanken, § 11, vgl. Rudolf Hildebrand. Vom deutschen Sprachunterricht, S. 147.

[3]) in den trostlosen Zeiten nach dem dreißigjährigen Kriege richtete sich das Selbstgefühl der Deutschen an dem Begriff der deutschen „Haupt- und Heldensprache" auf.

[4]) in der Jugendschrift: dissertatio de stilo philosophico e. q. s. vom Jahr 1660. Hildebrand S. 147 und 161. Fichte nennt Leibniz in der 6. Rede (7, 353).

[5]) es ist erst seit 1871 bekannt. vgl. Bernhard Suphan „Deutsche Größe", Weimar 1902 und Bd. 2 S. 386 der Cottaschen Säkularausgabe von Schillers Werken (1905).

und das modern Ideelle ausdrücken.“ An ſolchen Gedanken erbaut ſich Fichte in der 4. Rede, wenn er das Deutſche eine lebende, ja geradezu die lebendige Sprache nennt (7, 325 und 327) und den „neulateiniſchen (325)“ Sprachen nachſagt, ſie zählten zu den toten Sprachen, wie ihm ja auch Napoleon „der Namenloſe“ iſt, weil ſein Name nicht ins Buch des Lebens eingetragen iſt (Medicus, S. 228).

Gegen den Vorwurf, er unterſchätze die neueren Sprachen, dürfte Fichte ſchon deshalb gedeckt ſein, weil er noch in ſeinen Berliner Tagen im Alter von 40 Jahren Italieniſch, Spaniſch und Portugieſiſch gelernt und ſich in eignen Überſetzungen nicht nur mit Macchiavelli, ſondern auch mit den Sonetten Petrarcas, den Luſiaden des Camoens und mit Cervantes vertraut gemacht hat (8, 472—79). Jetzt kommt es ihm darauf an, die Deutſchen vor der Verführung durch die Franzoſen zu warnen; da dieſe aber noch im Lande waren, mußte er den Ausdruck „Franzoſen“ oder ſelbſt „Romanen“ vermeiden; er kommt in den Reden ſo wenig vor wie das Wort „Preußen“. In der 5. Rede (S. 337) ſagt Fichte mit bitterm Hohn auf die Ausländerei der Deutſchen, ſie ſeien glücklich, wenn man ſie etwa für „Spanier oder Engländer“ halte. Die Stelle hat keinen Sinn, wenn man vergißt, daß hier nur die richtige Bezeichnung (Franzoſen) umgangen iſt. Die Zuhörer werden Fichte verſtanden haben. Davon, daß er noch eine andre Rückſicht, die ihn unmittelbar berührte, zu nehmen hatte, wird weiter unten die Rede ſein.

Nach ihrem innern Wert, das ſagt Fichte allerdings (7, 325), könne nur eine ebenfalls urſprüngliche Sprache,

etwa das Griechiſche, dem Deutſchen gleichgeſtellt werden. Mit ſtolzer Genugtuung führt er in dem Beiſpiel des Wortes „Idee“, wofür der Deutſche den Ausdruck „Geſicht“ habe, einen Fall an, wo das Deutſche das Griechiſche an Bildlichkeit und ſprachlicher Kraft erreiche (7, 317, 325). In ſpäteren Jahren kommt Fichte auf das Beiſpiel wieder zurück, indem er ſagt:[1]) „Trefflich drückt die deutſche Sprache das griechiſche Wort Idee durch das Wort Geſicht aus: ein Geſicht aus der Welt, die durchaus nicht da iſt, der überſinnlichen und geiſtigen Welt, die eben durch unſer Handeln wirklich werden und in den Umkreis der Sinnenwelt eingeführt werden ſoll.“[2]) In der 8. Rede (390) ſpricht Fichte von Männern, die fähig ſeien, „das Geſicht aus der Geiſterwelt, Selbſtändigkeit, feſt ins Auge zu faſſen.“ Wie ſinnfällig und gegenſtändlich iſt hier der deutſche Ausdruck![3])

---

[1]) in den Vorleſungen von 1811 (Beſtimmung des Gelehrten), N. 3, 150.

[2]) vgl. II 471 den Brief an Fouqué vom 18. März 1811. Fichte hätte auch ſagen können: Bild, Urbild, vgl. Hildebrand 218/219. Zu dem Adjektivum „recht“ hatte Fichte 1792 geſagt: „Dies Wort hat einen ihm eigentümlichen Nachdruck, weil es keiner Grade der Vergleichung fähig iſt. Nichts iſt ſo gut oder ſo edel, daß ſich nicht noch etwas Beſſres oder Edleres denken ließe; aber recht iſt nur eins. Weder das lateiniſche honestum noch das griechiſche καλὸν κἀγαθὸν hat dieſen Nachdruck (5,43).“ 1810 wurde an der Berliner Univerſität eine außerordentliche Profeſſur für deutſche Sprache und Literatur eingerichtet, die erſte dieſer Art (Karl Weinhold, Rektoratsrede 1893, Pr. Jahrb. 74, S. 403).

[3]) an andern Stellen hat Fichte wieder, auch darin ſeinen guten Geſchmack bekundend, von einer Verdeutſchung abgeſehen. So behält er „den ausländiſchen Namen Genius“, wo er von der glücklichen Begabung des Gegners redet, bei (5. Rede, 338).

Ganz anders ſei das Verhältnis des Deutſchen zum Lateiniſchen. Schon in dem Erziehungsplan vom Jahr 1804[1]) hatte er davon geſprochen, daß „der geborne Deutſche wegen der ſehr nahen Verwandtſchaft des Griechiſchen mit ſeiner Mutterſprache“ das Griechiſche leichter in ſich aufnehme als „das weit ferner für uns liegende Lateiniſche“; daher war die Rede davon, das Griechiſche „als die Hauptſache zu nehmen“, ja, ſoviel dies möglich ſei, damit anzufangen und ſo auf das Lateiniſche vorzubereiten. Die Kenntnis der „abgeſchloſſenen römiſchen Sprache“ erſchließe dem Deutſchen das Verſtändnis der neulateiniſchen Sprachen und ermögliche ihm, „den Ausländer immerfort zu überſehen und ihn vollkommen, ſogar beſſer denn er ſich ſelbſt, zu verſtehen und ihn nach ſeiner ganzen Ausdehnung zu überſetzen (7, 326).“ Wie man aber vom Feinde lernen kann, ſo iſt das Lateiniſche, eben weil es in ſeinen Bildern ſo ſtark vom Deutſchen abweicht, für den Deutſchen zugleich ein gutes Mittel, die eigne Sprache und Denkart tiefer zu ergründen (326). Die Völker der lateiniſchen Raſſe hätten Geiſt, die Deutſchen „zum Geiſt auch noch Gemüt“ (Schluß der 4. Rede 7, 327). Wenn hier zwiſchen Kopf und Herz unterſchieden wird, ſo hat das Wort „Gemüt“ zugleich den umfaſſenden Sinn von Einheit im Denken und Wollen; es bezeichnet die Kraft, die den Dingen nicht kalt und teilnahmlos gegenüberſteht wie der Verſtand, ſondern ſie zu ergreifen und zu durchdringen trachtet, den ſchöpfe-

[1]) Er dachte damals daran, einige Söhne aus ihm befreundeten Familien zur Erziehung mit dem eignen, der damals ſieben Jahre alt war, in ſein Haus aufzunehmen und hatte, wie es ſeine Gewohnheit war, von ſeiner Abſicht ſchriftlich Rechenſchaft abgelegt (8, 353).

rischen Drang, der den Menschen treibt, das, was ihn beseelt, aus sich herauszustellen und in die Tat umzusetzen.[1]) „Der deutsche Geist," so verkündet er den Siegeszug der deutschen Wissenschaft im 19. Jahrhundert, „wird neue Schachten eröffnen und Licht und Tag einführen in ihre Abgründe und Felsmassen von Gedanken schleudern, aus denen die künftigen Zeitalter sich Wohnungen erbauen" (5. Rede, 7, 339).

Das ist Fichtes Blick in die Zukunft. Aber wie trostlos war die Gegenwart! Fichte spricht am Schluß der 5. Rede davon, daß das Ausland (d. h. Napoleon) in seiner Verblendung auf den Gedanken kommen könne, das Mutterland (d. h. Preußen als die deutsche Vormacht)[2]) „zu vernichten und in sich aufzunehmen (7, 342)."

Um die Tragweite dieser Worte zu ermessen, muß man sich vergegenwärtigen, wie weit es damals mit Preußen gekommen war. In einem eigenhändigen Schreiben an Napoleon vom 16. Juli 1807 hatte der König als die unausbleibliche Folge der französischen Kontributionsforderungen „die gänzliche Vernichtung der preußischen Monarchie" bezeichnet und die Bitte um Erlaß der unerschwinglichen Summe am 3. August in einem langen Brief wiederholt.

---

[1]) Vgl. die umfangreichen Artikel „Geist" und „Gemüt" im Grimmschen Wörterbuch, z. B. S. 2666 Nr. 16 b und S. 3320 Nr. 11, auch S. 3300.

[2]) Für den Ausdruck kommt es ihm hier zu statten, daß er eingangs der 4. Rede die germanisch-romanischen Völker als eine Einheit bezeichnet hatte, nur mit dem Unterschied, daß die Deutschen in der Heimat geblieben seien und die eigne Sprache behalten, die ausgewanderten Germanen aber auf römischem Boden eine fremde Sprache angenommen hätten (7, 314).

Beide Briefe hatte Napoleon nicht beantwortet.[1]) Seitdem hatte sich die Lage von Tag zu Tag verschlimmert (Stein, 2, 125), und gerade in den Tagen des Januars (die 5. Rede fällt auf den 10. dieses Monats) waren neue Kränkungen des Königs von Napoleon ausgegangen.[2])

Sollte dem Feind, so fährt Fichte fort, sein Vorsatz gelingen, dann würde die Bildung in der Welt aussterben, „dann," ruft Fichte den Deutschen zu, „müßte die Barbarei wieder beginnen und ohne Rettung fortschreiten, so lange, bis wir insgesamt in Höhlen lebten wie die wilden Tiere und gleich ihnen uns untereinander aufzehrten" (7, 342).

Die Not war wieder so groß wie zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, als der Kaiser Ferdinand[3]) zur Ausführung des Restitutionsedikts vom 6. März 1629 schritt und die Jesuiten schon die Absicht andeuteten, nicht einmal den Religionsfrieden von 1555 anzuerkennen. Damals war vor den Protestanten ein ähnliches düsteres Bild aufgetaucht: sie hatten erklärt, ehe es so weit komme, werde die völlige Zerrüttung des Reiches deutscher Nation erfolgen, „sie würden eher Gesetz und Sitte von sich werfen und

[1]) Bassewitz, Kurmark 1806—08, 1, 484 und 487, und Max Lehmann, Stein 2, 122 und 123.

[2]) Bassewitz 1, 518—19. Max Lehmann sagt in einem Überblick im Anschluß an den 16. Januar (2, 132): „Ging das so fort, so gewöhnten sich die Untertanen, ihr Schicksal von Fremden entschieden zu sehen und entwöhnten sich der angestammten Dynastie. Früher oder später stand hier eine völlige Auflösung bevor."

[3]) Von einem Gnadengesuch für die Protestanten seiner Erbländer, die er als junger Erzherzog seit 1598 verfolgte, sagt der Erzähler: „Solche mit Warnung gemischte Bittschrift traf einen festen Marmel an, welchen ihre Feder nicht kunte durchdringen noch erweichen." Ranke 38 (die römischen Päpste) S. 265.

Germanien wieder in seine alte Waldeswildnis verwandeln Ranke 38, 363)."

Der Abgrund schien sich zu öffnen, und das deutsche Wesen dem Untergang entgegenzutreiben, gab es da noch einen Ausweg?

„Das Ausland," so setzt Fichtes erhebende Schlußbetrachtung ein (7, 342), „ist die Erde," das Mutterland vergleicht er mit dem Himmel und fragt: „Wollen neue Titanen abermals den Himmel erstürmen?" Indem er diese dann mit dem römischen Dichter aufzählt,[1]) Typhoeus, Mimas und die andern alle, und den Ausruf des Dichters wiederholt: Was vermöchten sie, wenn sie sich stürzen gegen der Pallas tönenden Schild? schließt er mit den zuversichtlichen Worten: „Dieser selbige Schild ist es, der ohne Zweifel auch uns decken wird, wenn wir es verstehen, uns unter seinen Schutz zu begeben."

So klingt in den Schluß der Ausführungen über deutsche Sprache und Wissenschaft (4. und 5. Rede), freilich zurückgepreßt in ein mythologisches Bild, aber doch vernehmbar für jeden Vaterlandsfreund, ein kriegerischer Ton hinein.

Als Fichte diese Worte sprach, war die Gründung der Universität zu Berlin bereits beschlossene Sache, und die Vorarbeiten hatten schon begonnen.[2]) Deutscher und

---

[1]) Horaz, Oden III 4, 53—58.

[2]) Rudolf Köpke, Die Gründung der Königlichen Friedrich Wilhelms-Universität zu Berlin. Berlin 1860. S. 37 und 39 (Äußerung des Königs an die Hallenser Professoren vom 10. August 1807 und Auftrag an Beyme vom 4. September 1807). Vgl. Harnack S. 556 und 564. S. 576: „Die Reden an die deutsche Nation, die Fichte im Winter 1807/08 im runden Saale der Akademie gehalten hat, haben die Universität begründet." Vgl. Eduard Spranger, Alten-

griechiſcher Geiſt hatten auf den Höhepunkten deutſcher Dichtung einen unauflöslichen Bund geſchloſſen, daher mußte das letzte Ringen um den Fortbeſtand des deutſchen Namens zu einem Kampf um das älteſte Erbteil europäiſcher Bildung werden. Wieder waren die Barbaren eingefallen, daher durfte Pallas Athene, die ewig junge, die lanzenbewehrte, in dem Streit nicht fehlen.[1])

Wie offenbart ſich das deutſche Weſen in der Geſchichte? das iſt der Gegenſtand der 6. Rede. Den Deutſchen verdankt die Welt die Reformation. In der römiſchen Kirche habe das Chriſtentum nicht die wahre Geſtalt gewonnen; zu einer befreienden Macht ſei es dort nicht geworden. Von dem in Italien aufkommenden Humanismus heißt es: „die neue Klarheit ging aus von den Alten (7, 346).“ Aber die Italiener begnügten ſich mit der Erkenntnis, das Leben blieb gebunden. Der heilige Ernſt der Deutſchen gehörte dazu, den neuen Geiſt ins Leben einzuführen. „Die Einſicht, die lange vor ihm ſehr viele Ausländer wohl in größerer Verſtandesklarheit gehabt hatten, fiel in das Gemüt des deutſchen Mannes, Luther. An altertümlicher und feiner Bildung, an Gelehrſamkeit, an andern Vorzügen übertrafen ihn nicht nur Ausländer, ſondern

---

ſteins Denkſchrift von 1807 und ihre Beziehungen zur Philoſophie, Forſchungen zur brandenburgiſchen und preußiſchen Geſchichte, Bd. 18 (1905) S. 107—153.

[1]) Ranke, Hardenberg (48, 137): „in Berlin wurde ein großes fürſtliches Palais, vielleicht das ſchönſte von allen, in dem wohlgelegenſten Teile der Stadt, der neuen Univerſität zum Geſchenk gemacht.“ S. 134: „die Ideale der Menſchheit, die Regeneration des Staates und der Widerſtand gegen die Fremdherrſchaft greifen hier unmittelbar ineinander.“

ſogar viele in ſeiner Nation. Aber ihn ergriff ein allmächtiger Antrieb, die Angſt um das ewige Heil, und dieſer ward das Leben in ſeinem Leben und ſetzte immerfort das letzte in die Wage und gab ihm die Kraft und die Gaben, die die Nachwelt bewundert" (7, 347). Und die Deutſchen vergalten ihrem Führer im Glaubenskampf die Treue. „Sie entbehrten alles und trugen alle Martern und kämpften in blutigen, zweifelhaften Kriegen, lediglich damit ſie nicht wieder unter die Gewalt des verdammlichen Papſttums gerieten, ſondern ihnen und ihren Kindern fort das allein ſeligmachende Licht des Evangeliums ſchiene (7, 348)." Selbſt die römiſche Kirche ſei von Luthers deutſchem Ernſt berührt worden (351).[1]) Aber nicht nur das religiöſe Leben des Auslandes habe der Proteſtantismus umgeſchaffen, er habe auch für das freie Denken, für die Philoſophie, im In- und Ausland erſt Raum geſchaffen (351—53).[2])

Innerhalb der deutſchen Nation ſelbſt aber beruhe alle Kraft auf dem Volk. Die Bürger in den deutſchen Reichs-

---

[1]) Auch Ranke, dem dritten großen Pförtner, der Oſtern 1814 die Univerſität Leipzig bezog und von Fichte in dem Diktat vom November 1885 rückblickend bekennt (53, 59): „Den Reden an die deutſche Nation widmete ich eine unbegrenzte Bewunderung," iſt der obige Gedanke Fichtes ganz geläufig. Er ſagt (8, 109, Frz. G.): „Unter Menſchen, die der Vergangenheit kundig ſind, müßte davon gar nicht mehr geredet werden, ob der Proteſtantismus in der Welt ſein ſoll oder nicht. Der moderne Katholizismus ſelbſt verdankt ihm ſeine Ausbildung und ließe ſich ohne dieſen Gegenſatz nicht mehr denken."

[2]) In einem Entwurf zu den Vorleſungen vom Sommer 1813 ſagt Fichte (7, 609): „Der moderne Philoſoph und Gelehrte iſt notwendig ein Proteſtant. Die Proteſtanten ſind die wahren Katholiſchen; denn ſie tragen das Prinzip der Gemeingültigkeit, Allgemeinheit, in ſich."

ſtädten des Mittelalters, deren Handel die Welt entdecken half, deren Bund Könige fürchteten, waren von jeher im Bunde mit der fortſchreitenden Entwicklung.[1]) Ihre Machthöhe (etwa im Jahr 1370) „iſt der einzige Zeitpunkt in der deutſchen Geſchichte, in der dieſe Nation glänzend und ruhmvoll daſteht (7, 356)." Sie begeiſterten ſich zuerſt für Luthers Tat, und auf ſie muß auch jetzt bei der Löſung der allernächſten Aufgaben gerechnet werden. Er ſchließt mit dem Wunſche, daß recht bald ein dazu ausgerüſteter deutſcher Mann die Nation ihrer Beſtimmung zuführe (7, 358).

In der ſiebenten Rede fühlte ſich Fichte getrieben, in eigner Sache das Wort zu ergreifen und von ſeine Philoſophie vor der Nation Rechenſchaft abzulegen. Ausgehend von der Wirkung philoſophiſcher Lehren auf das öffentliche Leben erklärt Fichte die franzöſiſche Gleichmacherei aus der mechaniſchen Staatsauffaſſung der franzöſiſchen Materialiſten, die dazu geführt habe, ſchließlich einem alle Macht in die Hände zu ſpielen. Die Aufgabe, den Bürger zum Genuß der Freiheit zu erziehen, habe die ausländiſche Staatskunſt garnicht verſucht, die wahren Lehrmeiſter ſeien auch hier wieder die Griechen. „Die deutſche und allerneueſte Staatskunſt wird wiederum die älteſte; denn auch dieſe bei den Griechen gründete das Bürgertum auf die Erziehung und bildete Bürger, wie die folgenden Zeitalter ſie nicht wieder geſehen haben (7, 366)." Als Ausländerei, und damit als ein Totes, einen Schatten, ein Nichts (7, 376) verwirft

[1]) Rankes Weltgeſchichte 9, 158: „Die deutſchen Städte gaben die Grundlage zur Entwicklung eines großen nationalen Gemeingefühls und Sinnes."

Fichte endlich wegen des Rückfalls in das System des Spinoza und des Ausschlusses der Willensfreiheit die Naturphilosophie Schellings, in dem er damals in wissenschaftlicher Hinsicht seinen größten Feind sah.[1]) Das ist das eigentliche Thema dieser Rede (7, 374. 75). Über das Problem der Willensfreiheit äußert sich Fichte so (7, 372): „Die Weise, wie jemand diese Frage beantwortet, ist der klare Spiegel seines wahren inwendigen Seins. Wessen Leben ergriffen ist von dem wahrhaftigen, und Leben unmittelbar aus Gott geworden ist, der ist frei und glaubt an Freiheit in sich und andern.“[2]) Wo kein Glaube an Willensfreiheit sei, werde der Mensch bald zu dumpfer Ergebung verurteilt, und der Rückschlag dagegen sei eine alle Begriffe überspringende Schwärmerei.[3])

---

[1]) Auch hier nennt Fichte nicht den Namen. In einem Brief an Beyme vom 16. März 1806, in dem Fichte von seinem Urlaub spricht, teilt er mit, er wolle den Sommer auch zu einer Widerlegung Schellings verwenden. Er bemerkt dazu: „Es gibt keine Naturphilosophie, und wer ein Philosoph zu sein glaubt, ohne von Religion und Moral auszugehen und gerade darin seine Stärke zu besitzen, ingleichen wer an eine selbständige Natur in der Spekulation glaubt, der befindet sich im Irrtum“ (Geheimes Staatsarchiv). Von den zahlreichen sonstigen Stellen, in denen er sich über Schelling ausspricht, sei noch diese genannt (II 483, am Berger vom 4. Mai 1810): „Ich erkenne Schelling und seine Schule recht eigentlich für das böse, die Zeit zurückführende Prinzip (vgl. I 344).“

[2]) In der ersten Einleitung in die Wissenschaftslehre (1797) hatte Fichte den durch die Wahrheit seines Inhalts befreiend wirkenden Ausspruch getan (1, 434): „Was für eine Philosophie man wähle, hängt davon ab, was man für ein Mensch ist.“

[3]) Gegen die Aufstellung des Unbegreiflichen, als höchsten Prinzips, hatte sich Fichte schon in den „Grundzügen“ (in der 8. Vorlesung) gewendet. Wie den Rationalismus, so rechnete Fichte auch die

Von Volk und Vaterland handelt die 8. Rede. Was Fichte längſt im Herzen fühlte, daß es noch etwas Andres gebe als den Einzelnen und die Menſchheit, daß der Menſch in ein Volk hineingeboren ſei und dieſem Volk, wenn es in ſeinem Beſtand bedroht werde, bis zum letzten Blutstropfen gehöre, das wird hier von Fichte, dem die Franzoſen jeden Augenblick das Wort abſchneiden konnten, wie eine wiſſenſchaftliche Entdeckung vorgetragen. Das Volk iſt nichts Zufälliges und Vergängliches, ſondern von Gott geſetzte, für die Ewigkeit verordnete Gemeinſchaft, und der Glaube daran macht die Helden. So ſei es und ſo ſei es von jeher geweſen (7, 383/84). „Was begeiſterte," ſagt Fichte (384), „die Edlen unter den Römern, deren Geſinnungen und Denkweiſe noch in ihren Denkmalen unter uns leben und atmen, zu Mühen und Aufopferungen, zum Dulden und Tragen fürs Vaterland? Sie ſprechen es ſelbſt oft und deutlich aus. Ihr feſter Glaube war es an die ewige Fortdauer ihrer Roma und ihre zuverſichtliche Ausſicht, in dieſer Ewigkeit ſelber ewig mit fortzuleben im Strom der Zeit. Bis auf dieſen Tag lebt das, was wirklich ewig war in ihrer ewigen Roma, und ſie mit demſelben in unſrer Mitte fort, und wird in ſeinen Folgen fortleben bis ans Ende der Tage." [1])

Abirrungen der Romantiker, ihre Vorliebe für Kaiſerzeit und Katholizismus, unter die Zeitübel. Er warnt in einem Gutachten von 1811 die deutſche Studentenſchaft vor der unheilvollen Verwechslung zwiſchen „mittelalterlich" und „deutſch" (II 135).

[1]) Bei Franz Lieber, Erinnerungen an Niebuhr (Heidelberg 1837), ſagt dieſer (S. 199): „Die unglückliche Zeit der Demütigung Preußens hat Anteil an der Produktion meiner Geſchichte. Ich ging zurück zu einer großen, aber längſt dahin geſchwundenen Nation, um meinen

Und eben gegen diese Weltherrschaft hätten sich die Germanen, die Vorfahren der Deutschen, gesträubt, weil sie bleiben wollten, was sie waren. Wohl seien die Römer den Germanen an Bildung voraus gewesen, und die Germanen hätten das gewußt, Arminius habe es nicht verschmäht, das Kriegshandwerk im römischen Heer zu lernen (389). Aber weil sie ihr Vaterland über alles liebten, hätten sie den Kampf mit Rom gewagt. Und der Glaube habe ihnen geholfen. „Ihnen verdanken wir, die nächsten Erben ihres Bodens, ihrer Sprache und ihrer Gesinnung, daß wir noch Deutsche sind; ihnen verdanken wir alles, was wir seitdem als Nation gewesen sind, ihnen, falls es nicht etwa jetzt mit uns zu Ende ist und der letzte von ihnen abgestammte Blutstropfen in unsern Adern versiegt ist, ihnen werden wir verdanken alles, was wir noch ferner sein werden (390)."[1]) Selbst das Ausland müsse ihnen Dank zollen, ohne sie wäre es nicht zur Bildung europäischer Nationen gekommen.

Begeisterung habe stets über Berechnung gesiegt und den Gegner niedergerungen, und so werde es immer sein.[2]) „Nicht die Gewalt der Arme noch die Tüchtigkeit der Waffen, sondern die Kraft des Gemüts ist es, welche Siege er-

---

Geist und den meiner Zuhörer zu stärken." Vgl. Ranke 53, 47: „Die historischen Studien haben sich eigentlich in dem Widerspruch gegen die Alleinherrschaft der napoleonischen Ideen entwickelt." Als Beispiel führt Ranke Niebuhrs römische Geschichte und Otfried Müllers Arbeiten an.

[1]) 1809 dichtete Heinrich v. Kleist die Hermannsschlacht.

[2]) Hier darf des schönen Wortes Fichtes aus seinen Beiträgen von 1793 gedacht werden (6, 68), durch die Geschichte lerne man außerordentliche Menschen, „die Menschheit in ihrem Feierkleid" kennen.

kämpft (390)." [1]) Und dächten sich die Hörer selbst einen Mahomet,[2]) der sich zum Herrn der Welt berufen glaube, wie würde es ihm ergehen, „falls wirklich ein geistiges Gesicht, das da wahr ist und klar in sich selbst, gegen ihn in die Kampfbahn träte (391)?"

So erhebt Fichte den Blick von der Not und Schande der Zeit hinauf zum Ewigen, Göttlichen. Das Volk, das einen Arminius und einen Luther sein nennen darf, die als Befreier und Erzieher der Deutschen zu Führern und Wohltätern der Menschheit geworden sind, kann nicht von Gott verworfen sein; die Unzerstörbarkeit eines solchen Volkes ist dem, der es liebt, so gewiß wie dem gläubigen Gemüt die eigne ewige Seligkeit (395).[3])

---

[1]) Noch einmal mag hier des Prinzen Friedrich Karl gedacht werden, der sich in dem oben genannten Vortrag nach 1859, dem Mobilmachungsjahr gegen Frankreich, so vernehmen läßt: „In der Seele liegen die Eigenschaften, durch die man Schlachten gewinnen oder verlieren macht. Alles andre gleich gedacht, werden die Schlachten nicht deshalb verloren, weil die großen Eigenschaften der Seele auf der einen Seite stärker sind als auf der andern und länger aushalten? Wenn der König durch Armeebefehl zu seinem Heer spricht, wenn jeder Offizier seine Leute anfeuert, worauf wollen sie einwirken, wenn es nicht auf die Seelenkräfte ist? Unsre Zeit und ihre Kinder sind freilich materiell, aber zu unserm Stand gehört Glut, Hochgefühl und die Leidenschaft, Großes zu leisten. Große Aufgaben verlangen ungewöhnliche Anstrengungen und Vorbereitungen. Warten wir nicht bis zum letzten Augenblick und auf eine Wunderkraft, die uns überkommen soll. Stärken wir die Seelenkräfte im voraus."

[2]) Es ist Napoleon, von dem Fichte in den Aufzeichnungen vom Frühjahr 1813 mit Namensnennung sagt (7, 552): „Er würde eine neue Religion stiften, wenn er keinen andern Vorwand hätte, die Welt zu unterjochen."

[3]) In dem unvollendet gebliebenen Gedicht Schillers „Deutsche Größe" (s. oben) ist diese Stelle ausgearbeitet:

Auch in Fichtes Leben hatte es Augenblicke gegeben, wo ſich die ſchwarzen Schatten der Verzweiflung auf ſeine Seele legten. In den letzten Novembertagen des Jahres 1806 hatte er ſeiner Frau geſchrieben (I 371): „In dieſer Lage ſei der rechtliche Mann zufrieden, wenn er irgendwo, ſo unſcheinbar es iſt, ein ruhiges Plätzchen findet, und überlaſſe es ſeinen Enkeln oder Urenkeln zu reden, wenn vielleicht bis dahin Ohren wachſen, die da hören könnten.“ Der ſtärkſte Ton, der hier herausklingt, iſt doch der Vorwurf gegen das lebende in Selbſtbetrug verſunkene Geſchlecht.[1]) Das ſchlimmſte Erlebnis ſtand ihm aber noch bevor, der Tilſiter Friede, der Preußen zu einer Mittelmacht zwiſchen Frankreich und Rußland erniedrigte. Damals wußte Fichte ſeiner Frau zum Schluß des Briefes vom 29. Juli (aus Kopenhagen) nichts andres zu ſagen als dies (I 397): „Gottes Wege waren diesmal nicht die unſern; ich glaubte, die deutſche Nation müſſe erhalten werden; aber ſiehe, ſie iſt ausgelöſcht!“

Man wird an die Stelle in Arndts „Erinnerungen aus dem äußern Leben (Geerds S. 122)“ erinnert, wo

„Schwere Ketten drückten alle
Völker auf dem Erdenballe,
Als der Deutſche ſie zerbrach.
Fehde bot dem Vatikane,
Krieg ankündigte dem Wahne,
Der die ganze Welt beſtach.“

Zum Schluß heißt es: „Freiheit der Vernunft erfechten
Heißt für alle Völker rechten,
Gilt für alle ewge Zeit.“

[1]) Noch in den Reden (in der elften), äußert er ſich dahin, daß die Rettung erſt von dem folgenden Geſchlecht zu erwarten ſei (7, 439).

Arndt von Scharnhorst sagt: „Wenn er so dastand, auf seinen Stock gelehnt, sinnend und überschauend, gesenkten Haupts und halb verschlossenen Auges und doch zugleich kühnster Stirn, hätte man meinen mögen, er sei der Todesgenius, der über den Sarkophag der preußischen Glorie gelehnt, den Gedanken verklärte: wie herrlich waren wir einst!“

Aber wie Scharnhorst das aufrichtende Wort gefunden hatte: „Man muß der Nation das Gefühl der Selbständigkeit einflößen, man muß ihr Gelegenheit geben, daß sie mit sich selbst bekannt wird, daß sie sich ihrer selbst annimmt: nur erst dann wird sie sich selbst achten und von andern Achtung zu erzwingen wissen“,[1]) wie er dann unverdrossen daran ging, die Waffen für das Werk der Befreiung zu schmieden, so hatte auch Fichte die trübe Stimmung niedergekämpft[2]) und war an seine Arbeit gegangen. Ende August 1807 war er nach Berlin zurückgekehrt, und schon im folgenden Monat war er mit der Vorbereitung auf seine Reden beschäftigt. Er schreibt am 29. September 1807 an Beyme zum Schluß (II 494): „Das hiesige Publikum ist der Verzweiflung nahe, nnd es läßt sich nicht absehen, was den bevorstehenden Winter aus uns werden soll, wenn diese Gäste uns nicht verlassen. Ich, in einem einsamen Garten-

[1]) In dem Brief an seinen Lieblingsschüler v. Clausewitz vom 27. November 1807. Max Lehmann, Scharnhorst 2, 166. Pertz, Stein, 2, 184.

[2]) Er schreibt in einem Rückblick vom 1. Februar 1812 (II 567): „Bei meinen Reden an die Deutschen war es besonders das Bedürfnis, die innige Wehmut, die mir selbst entstanden war, zu lindern, dadurch, daß ich täte, was in dieser Lage nur ich so recht eigentlich tun konnte.“

haus[1]) verschlossen und dadurch von der Einquartierung befreit, verwahre mich, so gut ich kann, daß kein Ton jener Verzweiflung oder der Insolenz,[2]) durch die sie verursacht wird, über meine Schwelle komme, damit ich die Freiheit des Geistes behalte, den Prinzipien einer bessern Ordnung der Dinge nachzudenken."

Als Fichte mit seinen Reden hervortrat, um mit dem „Zorn der freien Rede" das laut auszusprechen, was die Besten im Lande alle dachten,[3]) war er auch darin mit ihnen eines Sinnes, daß auf allen Gebieten staatlichen Lebens mit der Erziehung begonnen werden müsse. Fichte kam es zu, die Erziehungsweise in den Vordergrund zu stellen, die mit dem Namen Pestalozzis verknüpft ist.

Auch der große Kinderfreund hatte in Fichtes Augen eine Befreiungstat vollbracht; er hatte, wo er wirkte, die Jugend von der Buchstabenherrschaft erlöst und aus der Unnatur gedankenlosen Nachsprechens, indem er die unmittelbare Anschauung wieder in ihr Recht einsetzte, in das Reich eignen Nachschaffens wie in einen blühenden Garten geführt.

In dem Brief vom 3. Juni 1807 schreibt Fichte seiner Frau: „Kannst Du Pestalozzis „Wie Gertrud ihre

---

[1]) Es waren die Mansardenzimmer eines geräumigen Gartenhauses im Georgeschen Garten (daher der Name Georgenstraße) an der Friedrichstraße, da wo jetzt die Kaiser Wilhelms-Akademie für das militärärztliche Bildungswesen, die sogenannte Pepinière, nahe dem Bahnhof Friedrichstraße steht (Lichtstrahlen 105).

[2]) der Franzosen.

[3]) Jastrow, Einheitstraum S. 99.

Kinder lehrt“[1]) und ſein neueſtes, 1807 bei Gräff in Leipzig erſchienenes Buch[2]) bekommen, ſo lies es ja. Ich ſtudiere jetzt das Erziehungsſyſtem dieſes Mannes.“ Das von Peſtalozzi mit hingebender Liebe geübte Verfahren iſt „der in der Wirklichkeit vorhandene Punkt“, an den die neue Erziehung der Deutſchen anzuknüpfen ſei (9. Rede[3]).

Fichte geht zwar von Peſtalozzi aus, aber der unerträgliche Druck der Fremdherrſchaft legt ihm die Forderung auf, die Kräfte, die Peſtalozzis Erziehungsſyſtem entbindet, in den Dienſt des nationalen Gedankens zu ſtellen. Was Fichte verlangt, hätte etwas Erſchreckendes, wenn es für alle Zeiten gelten ſollte. Denn die Eltern ſcheiden bei der neuen Erziehung ganz aus. Das Beſte in der Erziehung erwartet Fichte ohnehin nicht von den Müttern, denen Peſtalozzi die höchſten Aufgaben geſtellt hatte, ſondern von der kräftigen Einwirkung des ernſten Vaters (7, 406, 414); aber die lebenden Väter, die ſo ſchmählich unterlegen ſind, ſind es nicht wert, noch länger ihr Erzieherrecht auszuüben. Fichte hatte ſelbſt einen zehnjährigen Sohn, aber er ſcheut ſich nicht vor dem harten Wort, die Eltern müßten ſich, wenn ſie noch einen Funken von Liebe für ihre Kinder hätten, von ihnen, ob Mädchen oder Knabe, trennen

---

[1]) vom Jahr 1801. Die Königin Luiſe hat ſich daran erbaut (Seyffarth, Peſtalozzi in Preußen, Liegnitz 1894, S. 27).

[2]) Anſichten, Erfahrungen und Mittel zur Beförderung einer der Menſchennatur angemeſſenen Erziehungsweiſe“ (10. Rede, 7, 414).

[3]) in den Dialogen über den Patriotismus und ſein Gegenteil, zweites Geſpräch (Königsberg, Juni 1807 abgeſchloſſen, nach ſeinem Tod 1835 gedruckt, N. 3, 248—74), iſt bereits alles enthalten, was Fichte in den Reden von Peſtalozzi ſagt.

und sie in eine reinere Umgebung verpflanzen (10. Rede, 7, 421—22).

Fichte selbst sah in der familienlosen Erziehung nur ein Gewaltmittel, einen vorübergehenden Notstand (11. Rede, 436: „es würde nur in dem ersten Geschlecht des Zwanges bedürfen"), ähnlich wie Clausewitz (in der Denkschrift vom Februar 1812) in dem Aufgebot des Landsturms, von dem er ausdrücklich bemerkt: „Es ist nicht gesagt, daß der Volks-Aufstand in Masse, wie wir ihn nun schon zweimal in großen Beispielen erlebt haben (Frankreich und Spanien) fortan der einzige Modus sein werde, wie sich die Völker unter einander bekriegen, dafür behüte der Himmel! Diese Erscheinung gehört der Gegenwart allein an mit ihren verhängnisvollen Stunden" (Pertz, Gneisenau 3, 675).[1])

Die gesamte Jugend des Landes soll ohne Unterschied von Geburt, Stand und Vermögern der Eltern in besondern Anstalten erzogen werden, in denen fleißig gearbeitet wird[2]) und nur der Tüchtige etwas gilt.[3]) Lernt der Zögling

---

[1]) Daß es 1813 auch ohne Fichtes Nationalerziehung ging, ist eine andre Sache. Jedenfalls war unter der Nachwirkung seiner Reden in die bestehenden Schulen ein andrer Geist eingezogen. Das Gymnasium zum grauen Kloster, von dessen Professoren Theodor Heinsius zu Fichtes Zuhörern zählte (Streckfuß, Geschichte Berlins 1, 590), stellte im Februar 1813 allein 134 Freiwillige (Gustav Parthey, Jugenderinnerungen 1, 336). Jahn wurde dort 1810 Lehrer.

[2]) „Der Zögling soll an Arbeitsamkeit gewöhnt werden, und als allererster Grundsatz der Ehre soll es in sein Gemüt geprägt werden, daß es schändlich sei, seinen Lebensunterhalt einem andern denn seiner Arbeit verdanken zu wollen (10. Rede, 7, 424)."

[3]) „Gerade der Tüchtigere wird freilich oft wachen müssen, wenn andre schlafen, und nachdenken müssen, wenn andre spielen (2. Rede, 295)."

erst den Gegenstand seiner Beschäftigung als einen selbsterschaffenen Besitz, als ein Stück des eignen Wesens, achten und lieben, statt länger von Furcht und Hoffnung abzuhängen,[1]) so wird er mit wachsendem Verständnis auch die Gemeinschaft, in die er hineingestellt ist, als seinen Wirkungskreis begreifen, als das Feld seiner Tätigkeit, als das Gebiet, das er mit seiner Kraft durchdringen soll. Freudigkeit im Schaffen und durch das Zusammenleben geförderte Hingebung an das Ganze sind die Tugenden, durch die die Jugend das Alter beschämen soll. So soll sie der großen Stunde der Befreiung des Vaterlandes entgegenreifen. Die Erziehung, der Fichte das Wort redet, „kann ihre Zöglinge ruhig entlassen in die Welt; in ihnen ist die Liebe angezündet und brennt bis in die Wurzel ihrer lebendigen Regung hinein und wird von nun an weiter alles ohne Ausnahme ergreifen, was an diese Lebensregung gelangen wird (Schluß der 2. Rede, 7, 295)." Auch die Religion, die stärkste Triebfeder zur Selbstverleugnung, wird in den Herzen der Jugend eine lebendige Macht werden (3. Rede, 298—300).[2]) Einem durch solche

[1]) 2. Rede (7, 283). Auch im Heer begann man die Ehrliebe des Soldaten anzuerkennen. In den neuen Kriegsartikeln und der Verordnung wegen der Militärstrafen (vom 3. August 1808) wurden die entehrenden Strafen, gegen die sich Fichte schon in den Grundzügen (1804/05) gewendet hatte (7, 219), Stockschläge und Gassenlaufen, ausdrücklich verboten (Scherbening 1, 580, Lehmann, Scharnhorst, 2, 100—126). Gneisenau war sogar in der Presse für die „Freiheit des Rückens" eingetreten, die Vorbedingung für die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht (Pertz, Gneisenau 1, 385—87).

[2]) In der dritten Rede steht das schöne Wort (7, 299): „Wo bei klarer Einsicht des Verstandes in die Unverbesserlichkeit des Zeitalters dennoch unablässig an ihm fortgearbeitet wird; wo mutig der Schweiß

Bildung hindurchgegangenen Geschlecht darf endlich der Staat die wichtigste Aufgabe, die er kennt, von der er bis dahin den Bürgerstand ausgeschlossen hatte, den Dienst mit der Waffe, ohne Bedenken anvertrauen. Der Staat, versichert Fichte, indem er seine letzte Absicht enthüllt, der die von ihm vorgeschlagene Nationalerziehung allgemein einführte, würde gar keines besondern Heeres bedürfen, sondern hätte an den also Erzogenen ein Heer, wie es noch keine Zeit gesehen. „Jeder einzelne ist zu jedem möglichen Gebrauch seiner körperlichen Kraft vollkommen geübt und begreift sie auf der Stelle, zur Ertragung jeder Anstrengung und Mühseligkeit gewöhnt, sein in unmittelbarer Anschauung aufgewachsener Geist ist immer gegenwärtig und bei sich selbst, in seinem Gemüt lebt die Liebe des Ganzen, dessen Mitglied er ist, des Staats und des Vaterlands, und vernichtet jede andre selbstische Regung. Der Staat kann sie rufen und unter die Waffen stellen, so bald er will, und kann sicher sein, daß kein Feind sie schlägt (11. Rede, 7, 431)."[1]) Das ist Fichtes Nationalerziehung.

des Säens erduldet wird, ohne einige Aussicht auf Ernte; wo wohlgetan wird auch den Undankbaren und gesegnet werden mit Taten und Gütern diejenigen, die da fluchen, und in der klaren Vorhersicht, daß sie abermals fluchen werden; wo nach hundertfältigem Mißlingen dennoch ausgeharrt wird im Glauben und in der Liebe: da ist es nicht die bloße Sittlichkeit, die da treibt, sondern es ist die Religion, die Ergebung in ein höheres, uns unbekanntes Gesetz, das demütige Verstummen vor Gott, die innige Liebe zu seinem in uns ausgebrochenen Leben, welches allein und um seiner selbst willen gerettet werden soll, wo das Auge nichts andres zu retten sieht." Vgl. „Die politische Predigt Schleiermachers von 1806 bis 1808" von Smend (Straßburger Rektoratsrede 1906).

[1]) Max Lehmann sagt von dieser Stelle in dem Leben Scharnhorsts (2, 174): „Es war dies eine jener Vorausverkündigungen, wie

Es soll also ein kriegerischer Geist in der Jugend großgezogen werden, Preußen soll sich für die Zeit der Not in ein Sparta verwandeln.[1]) Es war die Zeit, wo innerhalb der nach dem Tilsiter Frieden eingesetzten Reorganisations-Kommission eine neue Denkschrift Scharnhorsts über die Einführung der Landwehr von dem Aufsatz „Die militärische Organisation der Schulen im Lande“[2]) begleitet wurde, den Stein, dem er unterbreitet wurde, mit zustimmenden Randbemerkungen versah.[3]) „Wenn das stehende Heer,“ schrieb damals Gneisenau in einem seiner Herzensergüsse, „vernichtet ist, welche Sicherheit hat dann der Staat? Die stärkste Stütze der Macht des Regenten ist unstreitig das Volk. Um ein ganzes Volk zu Soldaten zu machen, muß ihnen mitten im Frieden militärischer Geist eingeflößt werden (Pertz (1, 321).“ Der Vorschlag der Militärs über die Umbildung der Schulen ist so wenig ausgeführt worden wie Fichtes Plan einer Nationalerziehung, aber in beiden Fällen war doch der gleiche Gedanke wirksam, daß man nicht tief genug greifen könne, um die Kräfte,

---

sie zuweilen dem befreiten, die Nebel der Zukunft siegreich durchdringenden Blick gottbegnadeter Männer glücken: doppelt und dreifach hehr, da sie — ganz wie die Tröstungen der Propheten im Alten Bunde — erfolgte während des Drucks einer Fremdherrschaft, die scheinbar jede Erlösung ausschloß.“

[1]) Ranke (Die Osmanen und die spanische Monarchie) macht darauf aufmerksam, daß in den Christenkindern, die zu Janitscharen ausgebildet wurden, etwas von dem kriegerischen Feuer lebte, das Fichte der Jugend einhauchen wollte (35, 9).

[2]) Er ist von Scharnhorst oder von Gneisenau (Scherbening 1, 93—94, Lehmann, Scharnhorst 2, 93—95).

[3]) Stein schickte Denkschrift und Begleitschreiben am 5. Januar 1808 zurück (Scherbening 1, 94).

die man gegen Napoleon brauchte, für den Krieg zu schulen. Das letzte Ziel war der Krieg. „Ich halte es für ein tiefes Versinken im Egoismus, wenn man den Soldatenstand nicht für den ehrenvollsten hält zu jeder Zeit seines Lebens," in dieser Zustimmung Steins zu einem Wort Gneisenaus (Pertz 1, 385) fand der neue Geist, in dem sich Heer und Volk begegneten, seinen Ausdruck (Stein, Lehmann (2, 548).

Solange es aber noch nicht zum Schlagen kam, mußte der Staat alle seine Kraft auf die Erziehung werfen. „Unsre Verfassungen," sagt Fichte, „wird man uns machen,[1]) unsre Bündnisse und die Anwendung unsrer Streitkräfte wird man uns anzeigen,[2]) ein Gesetzbuch wird man uns leihen, selbst Gericht und Urteilsspruch und die Ausübung derselben wird man uns zuweilen abnehmen,[3]) mit diesen Sorgen werden wir auf die nächste Zukunft verschont bleiben. Bloß an die Erziehung hat man nicht gedacht; suchen wir ein Geschäft, so laßt uns dieses ergreifen! Es

---

[1]) in der Septemberkonvention vom Jahr 1808 verpflichtete sich der König, innerhalb der nächsten 10 Jahre nur 42 000 Mann unter den Waffen zu halten und keine Landwehr aufzustellen (Lehmann, Stein 2, 564). Im November erhielt Stein seinen Abschied (601), am 16. Dezember wurde er von Napoleon geächtet (3, 10).

[2]) im Frühjahr 1812 kam es zu dem französisch-preußischen Bündnis gegen Rußland.

[3]) am 8. April 1807 waren zwei unschuldige Bürger zu Kyritz, der Kämmerer Schulz und der Kaufmann Kersten, durch eine Untersuchungskommission auf Anweisung des französischen Gouverneurs von Berlin, General Clarke, erschossen worden (Hermann Granier, Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte — 19 — 1906. S. 231—39).

ist zu erwarten, daß man in demselben uns ungestört lassen werde (11. Rede, 7, 433)."[1])

In einer Kabinetsordre vom 31. Dezember 1808 hatte es geheißen: „Die Kinder der arbeitsamen Volksklasse ... sollen ihren Katechismus, Bibel und Gesangbuch lesen, ihren geringen und eingeschränkten Verhältnissen gemäß schreiben und rechnen, Gott fürchten, lieben und darnach handeln, die Obrigkeit achten und den Nächsten lieben lernen (Lehmann, Stein 2, 59)." Damit im Einklang stand das Abschiedswort des sich selbst genügenden Staats an seine Untertanen: „Der König hat eine Bataille verloren, jetzt ist Ruhe die erste Bürgerpflicht."[2]) Dieser Anmahnung, die Fichte in seinen Vorlesungen vom Sommer 1813 auf ihre Voraussetzungen prüft (4, 406) stellte er bereits in dem 2. Gespräch über den Patriotismus (vom Juni 1807) seine eigne Auffassung von den Pflichten des Bürgers gegenüber. „Im Kriege," sagt er da (N. 3, 249), „kommt der ganze Staat in eine revolutionäre Spannung, und der Bürger muß mehr tun als von ihm gefordert ist und als von ihm innerhalb der bloßen Sphäre des Rechtsbegriffs gefordert werden kann. Jetzt tritt tätiger Patriotismus, freie Aufopferung und Heldensinn an die Stelle des vorher

---

[1]) Lehmann, Stein, 2, 132: „Es bestanden zwar preußische Behörden, aber sie waren durch einen besondern Eid dem französischen Kaiser verpflichtet und durften von den Weisungen ihrer einheimischen Vorgesetzten nur diejenigen befolgen, welche sich auf Justiz, Kirche und Schule bezogen. Denn um diese kümmerten sich die Franzosen nicht; desto eifersüchtiger wahrten sie ihre oberherrliche Gewalt auf allen andern Gebieten, namentlich auf dem der Finanzen."

[2]) Lehmann, Stein 1,431 und Hermann Granier, Hohenzollernjahrbuch 9 (1905).

allein erlaubten ordnungsmäßigen Gehorsams. Das Eigentum werde jetzt aufgeopfert, das Leben werde jetzt der Gefahr entgegengestellt, denn der Staat ist in Not und mit ihm ist das Heil aller gefährdet. Eine genaue Berechnung, was jeder einzelne tun sollte, ist jetzt nicht möglich; der Staat bedarf aller seiner Kraft." Das war die Anschauung, deren der Staat bedurfte, und sollte sie allgemein werden, so mußte die Erziehung den Grund dazu legen. „Es ist," schrieb Stein, „nicht hinreichend, die Meinungen des jetzigen Geschlechts zu lenken, wichtiger ist es, die Kräfte des folgenden Geschlechts zu entwickeln."[1])

In der Kabinets-Ordre an den Minister v. Schrötter, Königsberg, den 16. September 1808, läßt sich der König so vernehmen: „Nach meiner Überzeugung fordern die allgemeine Pflicht zum Kriegsdienst,[2]) die Aufhebung der Erbuntertänigkeit,[3]) die Verbreitung des Eigentums, überhaupt die Verordnungen vom 9. Oktober vorigen und 27. Julius dieses Jahres sowie der Geist der Zeit einen allgemeineren Erziehungs- und Schulplan, dessen Tendenz es sei, ein kräftiges Geschlecht und dieses zu Staatsbürgern zu bilden. Dabei muß es nicht auf Vielwisserei, sondern darauf ankommen, daß ein jeder das Nötige wisse und könne; daß er es recht wisse und könne; daß er beides und seinen

---

[1]) in einer Denkschrift vom März 1810, die indessen das ausspricht, was er seit Jahren dachte (Pertz, Stein 2, 431, 502. Lehmann, Stein 2, 535).

[2]) in den Verordnungen vom 3. August 1808 war ein Gesetz über die allgemeine Wehrpflicht in Aussicht gestellt worden (Lehmann Scharnhorst 2, 99).

[3]) Fichte berührt sie in der 11. Rede (7, 440).

Beruf liebe; daß er ihn mit Eifer und Ausdauer treibe, nicht bloß für sich, sondern mit eigner Aufopferung vorzüglich für das Beste der Gesellschaft, welcher er als Staats- und Weltbürger angehört. Gehöriges Wissen und Können, kräftiges Wollen, Bürgersinn und Religiosität sind es also, worauf die Erziehung und Schulen hinwirken müssen".[1]) In einem einige Monate jüngeren Kabinetsordre-Entwurf heißt es: „Erziehung und Unterricht der neuen Geschlechter ist jetzt mehr als jemals wichtig. Ich will daher, daß zur nötigen Verbesserung keine Zeit mehr und mit ihr keine Generation verloren gehe (Stein 2, 535)."

Auch an allerhöchster Stelle gelangte man dazu, die Umbildung von Schule und Heer zusammenzuschauen und unter einem Gesichtspunkt zu betrachten. 1809 wurde die Pestalozzische Methode in Preußen eingeführt,[2]) und schon war der erste Schritt zur Abfassung eines Schulgesetzes getan. In dem oben genannten Kabinets-Ordre-Entwurf lautete der erste der für die Hebung der Schule aufgestellten Grundsätze: „Die Erziehung und der Schulunterricht sind Angelegenheiten der Nation", und weiter hieß es: „Da das Schulwesen Nationalangelegenheit ist, so wird alsdann auch jeder Hausvater ohne Unterschied, ob er viele oder wenige oder gar keine Kinder hat, dazu beitragen."[3])

---

[1]) Lehmann, Stein 2, 535. Schon am 26. Oktober 1807 hatte der spätere Staatsrat v. Beguelin seiner Frau aus Memel geschrieben: „Was sagst Du zu den Neuerungen? zu dem Edikt vom 9. Oktober? Nun kommt bald eins wegen des Militärs in eben dem Sinn und wegen der Schulen. Wir überspringen Jahrhunderte."

[2]) durch Kabinets-Ordre vom 13. Februar (Gebhardt, S. 30).

[3]) Gebhardt S. 22 und 24. Lehmann, Stein 2, 537. vgl. in dem Diltheyschen Artikel „Süvern" (in der Allgemeinen Deutschen

Das deutſche Weſen kann ohne die Erziehung der Allgemeinheit zum Waffendienſt nicht gerettet werden, dieſe Erkenntnis, die Scharnhorſt und Gneiſenau, mit Stein im Bunde, in Königsberg dem König in hartem Kampf mit widerſtrebenden Anſchauungen allmählich abrangen,[1]) dieſelbe Erkenntnis ſuchte Fichte in der Hauptſtadt, den feindlichen Gewalten mutig trotzend, den Vertretern der gebildeten Stände (1. Rede, 7, 278) mit allem Nachdruck, deſſen ein ſtarker Geiſt fähig iſt, ins Herz hineinzureden.

Wolle jemand, ſagt Fichte zum Schluß ſeiner eigentlichen Ausführungen, das oft gehörte Wort wiederholen, daß die Deutſchen, wenn auch ihre politiſche Selbſtändigkeit verloren ſei, dennoch ihre Sprache und ihre Literatur behielten und in dieſen immer eine Nation blieben, ſo ſtellt Fichte die Frage: „Worauf gründet ſich denn zuvörderſt die Hoffnung, daß wir auch ohne politiſche Selbſtändigkeit dennoch unſre Sprache behalten werden?“[2]) Und ſelbſt wenn man den Fall ſetze, daß die deutſche Sprache lebendig und eine Schriftſtellerſprache bleibe und ſo ihre Literatur behalte, ſo fragt Fichte weiter: „was kann denn das für

---

Biographie, 1894) den Abſchnitt: Geſchichte der Reform des Unterrichtsweſens ſeit 1808 (aus den Akten): „Zum erſtenmal faßte eine deutſche Verwaltung den Plan, das ganze Schulweſen als ein integrierendes Glied des ganzen Staatsorganismus zu ordnen. Eine ſolche Organiſation hatte in revolutionärem Geiſt Condorcet 1791/92 entworfen, Napoleon hatte ſie im Sinne des franzöſiſchen Cäſarismus ausgeführt: nun ſtellte dieſer Organiſation des franzöſiſchen Schulweſens Deutſchland ſeine eigne gegenüber (S. 239).“ Vgl. auch J. H. Rose, Napoleonic Studies, London 1904, Wordsworth, Schiller, Fichte and the idealist revolt against Napoleon S. 3.

[1]) Lehmann, Stein 2, 541/42.

[2]) 12. Rede (7, 451).

eine Literatur sein, die Literatur eines Volks ohne politische Selbständigkeit (452)?" Nein, so klingt es aus Fichtes Antwort heraus, indem er auch diesen letzten Trost aus früherer Zeit als einen schönen Wahn erbarmungslos zerstört, ein solches Volk wird auch seine Sprache verlieren, und mit Recht. Wie mochte den feingebildeten Männern und Frauen im Saal mit ihrem empfänglichen Sinn für die Schönheit, die von Weimar ausging, das Herz in der Brust klopfen, als er ihnen das furchtbare Wort zurief: „Wie ein Volk aufgehört hat, sich selbst zu regieren, ist es eben auch schuldig, seine Sprache aufzugeben und mit den Überwindern zusammenzufließen (453)."[1]) Diesen Untergang des deutschen Geisteslebens abzuwenden, beschwört Fichte in der Schlußrede die Jünglinge und die Alten, die Geschäftsmänner, die Denker, Gelehrten und Schriftsteller, die Fürsten Deutschlands, die Deutschen insgesamt. Und indem er seine Stimme über den vaterländischen Boden hinweg bis an dessen fernste Grenzen schickt, um an jedes deutsche Herz zu gelangen, stehen die Vorfahren auf und vereinigen sich mit seinen Reden. „Denket, daß in meine Stimme sich mischen die Stimmeu eurer Ahnen aus der grauen Vorwelt, die mit ihren Leibern sich entgegengestemmt haben der heranströmenden römischen Weltherrschaft, die mit ihrem Blut erkämpft haben die Unabhängigkeit der Berge, Ebenen und Ströme, welche unter euch den Fremden zur Beute geworden sind." Und dazu scharen sich die Geister der späteren Vorfahren, die da fielen im heiligen Kampfe für Religions- und Glaubensfreiheit, die ungebornen

[1]) Vgl. dazu Heinrich v. Treitschke, Fichte und die nationale Idee.

Nachkommen, selbst das Ausland, alle Zeitalter, alle Weise und Gute, die jemals auf dieser Erde geatmet haben, alle ihre Gedanken und Ahnungen eines Höhern. Sie haben flehende Hände auf und rufen den Deutschen zu: Es ist kein Ausweg; wenn ihr versinkt, so versinkt die ganze Menschheit mit, ohne Hoffnung einer einstigen Wiederherstellung.

Wenn noch irgend ein Zweifel bestände, ob Fichte mit seinen Reden im allgemeinen geblieben oder der Not der Stunde entgegengetreten sei, ob Geschichte, Philosophie und Pädagogik oder die Politik in ihnen das letzte Wort habe, so wird ein solcher Zweifel durch das widerlegt, was seit zwölf Jahren über die Stellungnahme der preußischen Zensur zu Fichtes Reden aus den Akten bekannt ist.[1])

In der ersten Rede endete die Untersuchung über den Grund, weshalb die Bande zwischen dem Teil und dem Ganzen zerrissen seien, ursprünglich mit dem Satz: „Diese Bande also waren es, durch deren Zerreißung der Staat zu Grunde ging.“[2]) „Der Staat,“ d. h. Preußen, dessen „Regierung“ (jetzt steht im Text „Regierungen“) in dem vorhergehenden Satze der Schwäche beschuldigt wird

[1]) Max Lehmann, Fichtes Reden an die deutsche Nation vor der preußischen Zensur. Gelesen in der Kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen am 16. November 1895. Abgedruckt in den Preußischen Jahrbüchern, Bd. 82. 1895. 501—515. Hauptquellen sind die im Königlichen Geheimen Staatsarchiv zu Berlin beruhenden Registraturen des Oberkonsistoriums und der „Zur Vollziehung des mit Frankreich geschlossenen Friedens angeordneten Immediat-Kommission“. Danach sind alle bisherigen Darstellungen zu berichtigen, z. B. Fichtes Reden an die deutsche Nation, von Jürgen Bona Meyer, Hamburg 1862. Windelband, Fichtes Idee des deutschen Staates, Freiburg 1890.

[2]) bei Jena und Auerstädt und in den folgenden Kapitulationen.

(7, 273), war dann auch da gemeint, wo die Zerreißung der Bande zum erstenmal zur Sprache kam (270). „Einer solchen Regierung“ galten diese Vorwürfe: „die Vernachlässigung aller Bande, durch welche ihre eigne Sicherheit an die Sicherheit andrer Staaten geknüpft ist,“ d. h. die Lossagung Preußens von der ersten Koalition (1795). „Das Aufgeben des Ganzen, dessen Glied sie ist, lediglich darum, damit sie nicht aus ihrer trägen Ruhe aufgestört werde,“ d. h. die Preisgebung des Reichs durch Preußen (1803). „Die traurige Täuschung der Selbstsucht, daß sie Frieden habe, solange nur die eignen Grenzen nicht angegriffen sind,“ d. h. die Neutralitätspolitik Preußens von 1795 bis 1806.

Der von dem Konsistorialpräsidenten v. Scheve zum Zensor eingesetzte Ober-Konsistorialrat Nolte hatte die Rede selbst mit angehört und erhielt noch an demselben Tage, am 13. Dezember 1807, das Manuskript zugestellt. Fichte wünschte, daß jede Rede sofort einzeln gedruckt werde.[1]) Die Entscheidung über die erste Rede wurde aber vom Konsistorium bis zu dem Zeitpunkt zurückgestellt, wo man das Ganze übersehen könne. So blieb die erste Rede einstweilen ungedruckt.[2]) Nach dem Druck der zweiten bis

---

[1]) um bei der Erneuerung und Bildung deutscher Denkweise „gar keine Zeit zu verlieren (II 498).“ Fichte hatte noch einen persönlichen Grund; er wollte imstande sein, etwaige falsche Gerüchte sogleich zu widerlegen (I 530. 1. Auflage).

[2]) Der Druck begann mit der zweiten Rede, deren erste Seite die Zahl 49 und die Bogenbezeichnung D erhielt, da man annahm, die erste Rede werde nebst Titel und Vorrede 48 Seiten füllen. Da es aber doch nicht so viel Seiten wurden, wurde der leere Raum mit zwei Abschnitten aus der schon früher gedruckten Abhandlung über Macchiavelli

neunten Rede kam Fichte, der sich vergeblich nach Königsberg an Beyme wegen Aufhebung der Zensur und Einführung eines Preßgesetzes gewandt hatte,[1]) beim Konsistorium auf die erste Rede zurück, erhielt aber die Druckerlaubnis dafür erst dann, als er die beiden beanstandeten Stellen geändert hatte. Der bestimmte Ausdruck „die Regierung" (7, 273) wurde durch den allgemeinen „die Regierungen" ersetzt, und der angefochtene Satz: „Diese Bande also waren es, durch deren Zerreißung der Staat zu Grunde ging," so geändert: „Bande solcher Art waren es, die irgendwo gänzlich zerrissen, und durch deren Zerreißung das gemeine Wesen sich auflöste." So steht es jetzt in Fichtes Reden. Der Unterschied springt in die Augen. Es heißt nicht mehr „der Staat", sondern „das gemeine Wesen", das Wort „irgendwo" ist eingeschoben, und der Anfang lautet nicht: „diese Bande", sondern „Bande solcher Art". Wenn die Stelle ihre Deutlichkeit verlieren sollte, so ist das allerdings erreicht worden.

Die vierte Rede, in der die aus dem Lateinischen entstandenen Sprachen als tote bezeichnet wurden, ließ der Zensor nur deshalb passieren, weil nirgends das Wort „französisch" vorkam. Man konnte zur Not in Fichtes Ausführungen eine wissenschaftliche Ansicht über eine Sprachgruppe sehen, der auch das Italienische und das Spanische angehörten.

In der achten Rede, in der die Vorfahren gepriesen werden, weil sie gegen die zahlreichen Wohltaten, die die

und der Vorrede zu dem ersten Gespräch über den Patriotismus ausgefällt (7, 259—63).

[1]) in dem Brief vom 2. Januar 1808 (II 496—99).

Römer zu vergeben hatten, fest geblieben seien, war die Beziehung auf das Napoleonische Begünstigungssystem, z. B. den Rheinbundfürsten gegenüber, so durchsichtig, daß der Zensor ein Gutachten aufsetzte, daß mit den Worten schloß: „Ein französischer Zensor, wenn er anders dieses Manuskript zu entziffern würdigte, dürfte wenigstens demselben wohl schwerlich das Imprimatur erteilen.“ Er brachte also die Sache vor das gesamte Kollegium, aber auch dies lehnte die Verantwortung ab und schob die Entscheidung der politischen Behörde zu, der Immediat-Kommission, die anstelle des Auswärtigen Departements, das noch in Königsberg war, in den von den Franzosen besetzten Provinzen die höchste Regierungsgewalt ausübte. An ihrer Spitze stand der Geheime Oberfinanzrat Sack, ein feuriger Patriot, dem Fichte aus der Seele gesprochen hatte; er wies die Sache als unbedenklich an das Konsistorium zurück, und dies gab jetzt, wo es entlastet war, die Druckerlaubnis.[1])

Auch die letzte Rede bereitete Schwierigkeiten, und diesmal mußte Fichte eine Änderung vornehmen wie in der ersten Rede. Zwar hatte er in der vorletzten Rede gesagt: „Der Kampf mit den Waffen ist beschlossen“ (7, 470), doch offenbar nur, um unter dem Schutze dieser Stelle in dem Schlußwort seine wahre Meinung desto deutlicher sagen zu dürfen. Mit flammenden Worten hatte er hier an den Kampf der Germanen gegen die römische Weltherrschaft erinnert, nachdem er die Ausführungen vor der großen Be-

[1]) Als ein Brief von Sack im Mai 1808 an die Franzosen verraten wurde, verlor er seine Stellung (Lehmann, Stein 2, 254).

ſchwörung, das Ende an den Anfang anknüpfend, mit dem Satz geſchloſſen hatte: „Ob es uns jemals wieder wohlgehen ſoll, dies hängt ganz allein von uns ab, und es wird ſicherlich nie wieder irgend ein Wohlſein an uns kommen, wenn wir es uns nicht ſelbſt verſchaffen (488).“ Es war der Aufruf, nichts von dem Eintreten einer befreundeten Macht oder von der Gnade des Siegers, ſondern alles von der Selbſthilfe zu erwarten.

Als der Zenſor unter andern dieſe Stelle anſtrich, bemerkte Fichte in einem Schreiben an den Präſidenten v. Scheve, vom 2. April, ſie faſſe nur zuſammen und ſpreche den Inhalt ſeines ganzen Buches aus. Aber diesmal befürchte auch der Präſident Sack unangenehme Weiterungen, und derſelben Anſicht war Stein, der damals gerade in Berlin weilte. Fichte hatte ihn durch die erſte Rede, die er in der Handſchrift nach Königsberg ſchickte, für ſich gewonnen[1]); aber jetzt kam es Stein darauf an, jeden Zwiſchenfall zu vermeiden, damit nur erſt die Franzoſen das Land räumten. Als ſich daher Fichte an ihn wandte, ſchlug er einen Mittelweg vor. Fichte durfte den Schlußſatz ſtehen laſſen, mußte aber dahinter etwas einſchalten, es iſt der Zuſatz: „und insbeſondere, wenn nicht jeder einzelne unter uns in ſeiner Weiſe tut und wirket, als ob er allein ſei, und als ob lediglich auf ihm das Heil der künftigen Geſchlechter beruhe (7, 488)“. So kräftig Fichte ſonſt jeden einzelnen anſprach, ſo war doch die Einheit, zu der er hier redete, das Volk, die Deutſchen, und dieſer Begriff des einigen

[1]) Brief Beymes an Fichte (Königsberg, Ende Februar 1808): „Selbſt den Staatsminiſter v. Stein haben Sie erobert“ (I 535, 1. Auflage).

Ganzen ging in dem Zusatz wieder verloren. Der politische Geganke, daß sich die Deutschen, wenn der Tag gekommen sei, wie ein Mann erheben müßten, hatte sich in eine moralische Forderung verflüchtigt[1]).

Als jetzt dem Druck der Reden kein Hindernis mehr im Wege stand, trat eine sehr ärgerliche Störung dadurch ein, daß das Manuskript der 13. Rede, das bereits mit dem Imprimatur versehen war, verloren ging[2]). Am 13. März war sie gehalten worden, und am 13. April wurde Fichte der Verlust in dürren Worten vom Oberkonsistorium mitgeteilt. Der wackre Buchhändler und Verleger Georg Reimer richtete zwei Schreiben an den Präsidenten v. Scheve (es handle sich für ihn um ein Objekt von wenigstens 2000 Rthlrn.), und Fichte beschwerte sich bei der Immediatkommission (am 2. Mai), aber alle Nachforschungen blieben vergeblich.[3]) Fichte mußte jetzt, so sehr er sich dagegen sträubte, das, was er vor einigen Wochen niedergeschrieben und gesagt hatte, aus dem Kopf ergänzen und von neuem zu Papier bringen; so kommt es, daß er die 13. Rede nur als eine „Inhaltsangabe" ausgibt (7, 459). Seine einzige Genugtuung war, daß er für den Druck der so ergänzten 13. Rede in der Person des Propstes Hanstein einen neuen Censor erhielt und dieser, da es die Immediatkommission

---

[1]) vgl. auch Lehmann, Stein, 2, 241—43.

[2]) sie enthielt Betrachtungen über die Schlagworte: Europäisches Gleichgewicht, Freiheit der Meere und Universalmonarchie. vgl. Treitschke, Politik 2, 527.

[3]) Die drei Schreiben sind abgedruckt bei Lehmann S. 513—515. Am 5. Mai 1808 wurden der Registrator Heinze und der Bote Moritz noch einmal vor dem Oberkonsistorium vernommen, auch dies Protokoll ist noch vorhanden.

von ihm erwartete, auch den Abdruck des Schevenſchen Schreibens an Fichte am 13. April nebſt Fichtes Gegenbemerkungen[1]) notgedrungen zugab, in einem Schreiben vom 9. Mai. Nach Beſeitigung dieſer letzten Störung konnten jetzt endlich die Reden, die ſeit dem 20. März beendet waren, gedruckt werden.[2])

Als ſich Fichte mit ſeinen Reden hervorwagte, wußte er, in welche Gefahr er ſich begab, das Schickſal Palms ſtand ihm lebhaft vor Augen.[3]) Für Fichtes Frau waren wieder bange Tage gekommen. Sie ſchreibt an Charlotte von Schiller: „Daß Ihnen die „Reden an die Deutſchen" gefallen, iſt mir ein rechter Troſt; das Buch hat mir viel Angſt gekoſtet, indem mir immer die Behandlung des unglücklichen Palm dabei vorſchwebte. So konnte ich keine Nacht ruhig ſchlafen, ſolange die Fremden da waren, die hier viele Menſchen beiſpiellos geängſtigt haben." Aber der Sturm war glücklich vorübergegangen, der Monitour hatte nur die kurze Notiz gebracht, daß ein berühmter deutſcher Philoſoph in Berlin Vorträge über Verbeſſerung der Erziehung halte.[4]) Die preußiſche Regierung aber hatte

[1]) es ſteht in der Anmerkung hinter der 13. Rede (7, 480). In die Worte „die verloren ſein ſollte" (Zeile 2 von unten) hat ſich im Druck ein „nicht" eingeſchlichen, es fehlt in der Eingabe bei den Akten des Staatsarchivs.

[2]) zu dem Ganzen vgl. außer dem Aufſatz von Max Lehmann auch Hermann Granier, Fichtes Reden an die deutſche Nation und die preußiſche Zenſur (in der Sonntagsbeilage der Voſſiſchen Zeitung vom 18. Juni 1905, Nr. 25).

[3]) Brief an Beyme vom 2. Januar 1808 (II 499).

[4]) I 421. Von franzöſiſchen Darſtellungen vgl. außer Frau von Staëls „De l'Allemagne" (1, c. 19) „Kant et Fichte et le problème de l'éducation" par Paul Duproix (Genf 1895): les dis-

Fichte in seinem vollen Wert erkannt und tat für ihn, was sie in ihrer furchtbaren Notlage tun konnte. Am 1. Februar 1808 hatte Fichte in dem Schreiben, in dem er Beyme die 4. bis 7. Rede schickte, zum Schluß bekennen müssen: „Mein Gehalt ist vom Oktober v. J. an fällig (II 500).“ Zum Glück war ein Fonds vorhanden, da es Beyme gelungen war, den Bestand der Halleschen Universitätskasse in Sicherheit zu bringen,[1]) und so konnten Fichte wenigstens 200 Taler angewiesen werden (II 501). Am 20. Juni 1808 folgten 300 Taler, und erst im Jahr 1809 trat eine endgültige Regelung für Fichte ein. Am 10. Mai dieses Jahres reichte der damalige Geheime Staatsrat Wilhelm von Humboldt, als Chef der Sektion für den öffentlichen Unterricht, beim König folgenden Antrag ein:[2])

„Ew. Königliche Majestät haben geruhet, dem Professor Fichte, als der feindliche Einfall im Jahr 1806 ihn des Genusses der ihm in Erlangen verliehenen Professur beraubte, die Fortdauer der damit verbundenen Besoldung

---

cours à la nation allemande 170—237. Cavaignac, la formation de la Prusse contemporaine (Paris 1891) 1,461: Fichte devient l'un des apôtres les plus ardents du patriotisme allemand et de la guerre d' indépendance. In der Nummer des Moniteurs vom 29. Januar 1808 ist davon die Rede, daß die in Königsberg erscheinende Zeitschrift Vesta (dont le célèbre métaphisicien ou comme d' autres disent, le fameux athée Fichte était l'un des principaux coopérateurs), in deren erstem Heft sein Aufsatz über Macchiavelli stand, in Berlin, wo sie fortgesetzt werden sollte, verboten sei (vgl. II 499), siehe auch Lehmann, Stein 2, 534.

[1]) Beymes Schreiben vom 23. Februar 1808 (Geheimes Staatsarchiv). Nach Beymes Angaben war Fichte übrigens schon seit dem 1. August zur Gehaltsrezeption berechtigt und erhielt 300 Taler.

[2]) aus den Akten des Geheimen Staatsarchivs mitgeteilt von Hermann Granier a. a. O.

von 800 Thalern auf so lange zuzusagen, bis die wieder eingetretene Ruhe eine neue Anstellung für ihn möglich machen würde, und derselbe hat durch Allerhöchstdero Gnade auf dies ihm zugewiesene Gehalt nach und nach einzelne Summen erhalten. In dem gegenwärtigen Augenblick aber befindet er sich, da eine langwierige Krankheit[1]) ihn außer Stand zu arbeiten gesetzt hat, in einer höchst drückenden Lage, und nur Bescheidenheit und Delikatesse halten ihn zurück, selbst mit Bitten deshalb einzukommen.

Je mehr nun diese Gesinnung ihn selbst ehrt, desto mehr halte ich es für meine Pflicht, einen Mann, welchen Deutschland zu den ersten seiner Philosophen zählt, und der auch in den letzten unglücklichen Zeiten die überzeugendsten Beweise der Festigkeit seines Charakters und der Reinheit seines Patriotismus gegeben hat, Ew. Königlichen Majestät ins Gedächtnis zurückzurufen und bei Allerhöchstdenselben ehrerbietigst darauf anzutragen:

dem Professor Fichte das ihm zugesagte Gehalt von 800 Talern für das gegenwärtige Jahr, entweder sogleich ganz oder für jetzt zur Hälfte, allergnädigst auszahlen zu lassen und ihm die Fortdauer desselben auf so lange zuzusichern, bis er bei der in Berlin zu errichtenden Universität wird in Tätigkeit gesetzt werden können."

Der Antrag Humboldts wurde von den Staatsministern Frhrn. v. Altenstein und Graf Dohna unterstützt und vom König durch Kabinetsordre vom 17. Mai 1809 „nicht nur

---

[1]) Im Frühjahr 1808 war Fichte schwer erkrankt. „Es war eigentlich die erste Krankheit seines Lebens, aber sie ergriff ihn so stark, daß er von ihren Folgen nie ganz wiederhergestellt worden ist (I 426)."

für das gegenwärtige Jahr, sondern auch für die Zukunft" genehmigt.[1])

„Mit uns gehet, mehr als mit irgend einem Zeitalter, seitdem es eine Weltgeschichte gab, die Zeit Riesenschritte," hatte Fichte zum Beginn der ersten Rede gesagt. Wo waren die Zeiten, da Schiller und Fichte in Jena ihre Gedanken über ästhetische Erziehung austauschten? Jetzt war die Erziehung zum Kampf für König und Vaterland der kühnste Traum, zu dem sich ein Dichter erheben konnte.

Als sich 1811 der von Fichte vorausgeahnte Fall (7, 433) vorbereitete, als das französische Joch immer unerträglicher wurde und das Bündnis mit Frankreich, das den Patrioten die Vernichtung Preußens bedeutete, seine Schritte vorauswarf, glaubte man, der König, in seiner persönlichen Sicherheit bedroht, werde nicht länger mit dem Kriege zaudern, und Gneisenau hatte den großartigen „Plan zur Vorbereitung eines Volksaufstandes" ausgearbeitet.[2]) In herzbewegenden Worten hatte er begehrt, das ganze Land solle sich im Augenblick des feindlichen Anfalls in ein Heerlager verwandeln und den Geistlichen aller christlichen Konfessionen dann königliche Befehle eingehändigt werden, wonach sie die Gemeinden in der Kirche zu versammeln und von der Kanzel in den heiligen Kampf zu entsenden hätten. Als der König dazu an den Rand schrieb:

---

[1]) Granier a. a. O.

[2]) Am 8. August überreicht. Vollständig mit den eigenhändigen Bemerkungen des Königs und Gneisenaus Gegenbemerkungen abgedruckt bei Pertz, Gneisenau 2, 112—142. Vgl. Max Lehmann, Scharnhorst 2, 394—97 und Delbrück, Gneisenau 215—219.

„Als Poesie gut," bemerkte Gneisenau dazu: „Religion, Gebet, Liebe zum Regenten, zum Vaterland, zur Tugend sind nichts andres als Poesie, keine Herzenserhebung ohne poetische Stimmung. Wer nur nach kalter Berechnung handelt, wird ein starrer Egoist. Auf Poesie ist die Sicherheit der Throne gegründet. Wie so mancher von uns, der mit Bekümmernis auf den wankenden Thron blickt, würde eine ruhige, glückliche Lage in stiller Abgezogenheit finden können, wie mancher dürfte selbst eine glänzende erwarten dürfen, wenn er statt zu fühlen berechnen wollte. Jeder Herrscher ist ihm dann gleichgültig; aber die Bande der Geburt, der Zuneigung, der Dankbarkeit fesseln ihn an seinen alten Herrn; mit ihm will er leben und fallen; für ihn entsagt er den Familienfreuden und gibt seine Lieben einer ungewissen Zukunft preis. Das ist Poesie und zwar von der edelsten Art. An ihr will ich mich aufrichten mein Lebelang."[1])

Poesie solcher Art war auch der Fichtesche Idealismus. Und die Poesie wurde Leben.

„Keine Poesie und Beredsamkeit gewährt solchen Jubel wie die Politik in diesem Augenblick," schrieb der Shakespeare-Übersetzer Wolf Graf Baudissin, einst Fichtes Zuhörer, im Winter 1812 an seine Schwester.[2]) Und im Frühjahr 1813 kam es wirklich zur Schilderhebung, Scharen von Freiwilligen drängten sich in Breslau vor dem Schloß zu ihrem König, die Vorlagen über das Aufgebot von Landwehr und Landsturm erhielten die drei Worte

[1]) Pertz 2, 137. Lehmann, Scharnhorst 2, 444, Delbrück Gneisenau 217 und 226/27.

[2]) Gustav Freytag 16, 126.

„Genehmigt, Friedrich Wilhelm," die Gneiſenau ſeit Jahren ſo heiß herbeiſehnte, Fichte durfte jetzt ungehindert über „den Begriff des wahren Krieges" ſprechen und „einen der ſeltenen, nicht oft erlebten Fälle, wo Wiſſenſchaft und Regierung übereinſtimmen (4, 402)" vor ſeinen Zuhörern feſtſtellen. Was er längſt in der Seele trug, wagte ſich jetzt über die Lippen in dem Wort: „Er iſt jedem für die Perſon und ohne Stellvertretung aufgegeben der Kampf auf Leben und Tod (412)."

Die Schlacht bei Leipzig hat Fichte noch erlebt, dann wurde er ſelbſt ein Opfer des Krieges. Seine Frau hatte ſich im Lazarett bei der Pflege der Verwundeten das Nervenfieber zugezogen, und es ſchien, als wenn ſie nicht mit dem Leben davonkommen würde. Als nun aber Fichte aus einer zweiſtündigen Vorleſung, die er trotz allem nicht hatte ausſetzen wollen, nach Hauſe kam, vernahm er von den Ärzten, die Kriſis ſei überſtanden. Über das, was jetzt geſchah, ſagt der Sohn: „Wir vergeſſen den Augenblick nicht, wo ſich Fichte, von Freude überwältigt, mit Inbrunſt über ſeine Gattin hinneigte und ſie als gerettet, als ihm neu geſchenkte begrüßte." Er ſteckte ſich an und wurde ſelbſt vom Nervenfieber ergriffen. Während ſich ſeine Frau wieder erholte, ging es mit ihm zu Ende. In einem der letzten lichten Augenblicke brachte ihm ſein Sohn aus den Zeitungen die Nachricht von Blüchers Rheinübergang ans Bett. Das war ſeine letzte Freude, am 27. Januar 1814 ſtarb er.

Im Jahr 1857 ſchrieb Ernſt Moritz Arndt an Bunſen, der in England ein philoſophiſches Werk geſchrieben hatte: „Dank, daß Sie die deutſche Philoſophie auch bei den

Engländern zu Ehren bringen wollen. Einen haben Sie nicht genug genannt und nicht in seiner Art gewürdigt, nämlich Fichten. Das war doch der rechte philosophus teutonicus wie Stein der heros teutonicus; beide bei größter Verschiedenheit der Lebensstellung äußerlich und innerlich einander sehr ähnlich. Fichte hat vom Anfang bis zum Ende den geistigen sittlichen Gott, den Gott hinter und über der äußeren körperlichen Natur mit Sehnsucht gesucht; er ist an dieser Sehnsucht wie gestorben. Sein Sinn hat sich in allen seinen Schülern ausgedrückt wie in alle eingedrückt, in diejenigen, meine ich, die sittliches Zündpulver in der Brust trugen.“ [1])

Nicht alles, was Fichte von der Zukunft erwartet hat, ist in Erfüllung gegangen. Von den beiden Gesetzen, die man in der Zeit der Wiedergeburt des Staates in einem Atem nannte, dem Wehr- und dem Schulgesetz, ist das letztgenannte, von Fichtes Schüler, dem Geheimen Staatsrat Süvern am 17. Februar 1813 im Entwurf fertiggestellt und dem König in den Tagen des „Aufrufs an mein Volk“ überreicht, nach dem Krieg in den Hintergrund getreten (Dilthey, Süvern S. 241) und, in der preußischen Verfassung vom 31. Januar 1850 von neuem in Aussicht gestellt, bis auf den heutigen Tag nicht zustande gekommen. Das Wehrgesetz aber ist am 3. September 1814 vollzogen worden. Während das Gesetz der französischen Republik vom 17. Ventose des Jahres VIII (7. März 1800) den vielen Kriegen Napoleons Vorschub

[1]) Arndts Lebensbild in Briefen, herausgegeben von Heinrich Meisner und Robert Geerds. Berlin 1898.

leistend die Stellvertretung gestattet, ist sie in dem preußischen Gesetz ausgeschlossen; hier ist wirklich die Wehrpflicht allgemein geworden. Der Preußenkönig ist, wie es Fichte von der Geschichte gefordert hatte (7, 565), der Einiger der Deutschen geworden, das deutsche Volk in Waffen ist die sicherste Bürgschaft für die Aufrechterhaltung des Friedens.

2 418ST BR1
10/94 53-005-00 4862 GBC

SITY LIBRARIES
IARY LIBRARY
NIA 94305-6004
9201
alled after 7 days

DUE